# HEIMAT

## LUXEMBURGISCHE ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DEM WELTKRIEG

1938

DRUCK UND VERLAG DER HOFBUCHDRUCKEREI V. BUCK G.M.B.H.

LUXEMBURG

JOSEPH TOCKERT, HEIMAT

# HEIMAT

LUXEMBURGISCHE ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN
AUS DEM WELTKRIEG

*VON JOSEPH TOCKERT*

1938
DRUCK UND VERLAG DER HOFBUCHDRUCKEREI V. BUCK G.M.B.H
LUXEMBURG

MEINER FRAU GEWIDMET

# *H E I M A T*

## Statt eines Vorworts

*Es gibt drei Stufen : die erste ist der Heimat den Rücken kehren, den Himmel stürmen wollen, die Welt aus den Angeln heben ; die zweite : sich, der Welt gram, der Heimat wieder zuwenden, in ihr alles sehen, sie zum Mittelpunkt alles Lebens machen, die Welt da draußen verachten ; die dritte und höchste: mit der Heimat im Herzen die Welt umfassen, mit der Welt vor Augen die Heimat liebend und bauend durchdringen.*

*Gorch Fock, «Sterne überm Meer».*

*H E I M A T :*

*das Bekannte, Traute, immer neu Entdeckte, das man mit unersättlichem Genuß täglich in sich aufnimmt...*

*Die Orte, an denen die Erinnerung hängt wie der Schmelz an reifen Trauben...*

*Kleine Horizonte über kleinen Tälern, die von Flüßchen in die Sandplateaux des Südens und die harten Schiefer des Nordens eingerissen sind...*

*Der Mann mit dem ackernden Pferd, dessen Schweif den Mücken wehrt, während beide sich scharf gegen die Gräte der Hügel abheben...*

*Der Boden, sei es Felskrume oder Alluvionsschicht, lockerer Sand oder tiefer schwarzer Waldmoder, in langem Wechsel von Wert und Gegenwert gefügig und fruchtbar geworden...*

*Die Früchte süß und voll, wenn auch die Edelkastanien und Feigen der südlichen Gärten, die Traubenleiten des Veltlin und der Poebene fehlen...*

*Die Leute wacker, redlich und gesprächig: die Burschen von übervollem Mut, die Mädel von einer entderbten Frische; die Männer vom Leben angerauht; die Frauen durch Gebären, Bemuttern und Hauswalten köstlich und herbmilde wie Septemberäpfel...*

*Hier sieht man mich nicht als Fremden schel an. Man bewillkommnet, bewirtet mich vom Guten und Besten. Wenn ich Recht suche, wird es mir zuteil. Wenn ich irre, strauchle, falle, strecken sich mir hilfreiche Hände entgegen.*

*Das ist die Heimat!*

*Ja, sie ist anders als anderswo, wo der Staat Blutopfer fordert und wie ein Übermächtiges, Fremdes, ein immer härteres Joch auferlegt. Uns ist sie noch Heimat und Staat zugleich, etwas patriarchalisch Betreuendes, wenn es auch von Hochfliegenden als etwas Hemmendes, Gängelndes, Altschlägiges empfunden wird. Voll Fehler, weil sie aus Menschen besteht, von denen jeder das Seinige will und für die Seinigen sorgt. Weil wir große Demut und große Anpassungsfähigkeit gelernt haben in Jahrhunderten der Fremdherrschaft und hundert Jahren der Kleinwirtschaft. Aber ich liebe sie so wie sie ist, weil sie mein ist, ein Stück von mir, wie es im Liede vom guten Kameraden heißt.*

*Doch Heimat ist nicht bloß Essen und Trinken und Behaglichkeit! Es sind nicht bloß patriotische Gesänge, Stellung, Verwandte, Häuser, Landschaft; nicht bloß gemeinsame Interessen, Erinnerungen, Hoffnungen; nicht bloß dieselbe Luft, derselbe Sonnenschein, dieselben Ideale, die Gleichheit der Rasse, die Ähnlichkeit der Nahrung und Kleidung, die Nachbarschaft der Wohnungen und Gräber!*

*Sondern etwas, das mit allen diesen besteht und doch höher steht als sie alle: die geistige Landschaft, welche die körperliche erhellen muß, ja sie bedingt und schützt; das Selbstbesinnen, ohne welches es keinen geistigen Fortschritt gibt, und das Selbstbeharren, ohne welches jede Eigenheit sich verflüchtigt; in einem Wort, das geistige Band, welches der Weltkrieg mit seinen Schrecken in uns neu geschweißt hat!*

* * *

*Wir lebten unsern Traum, hatten unsere Freuden und Sorgen — die uns kleinstaatmäßig groß erschienen — und sahen die Zeitbilder kaleidoskopartig an den Fenstern unserer nahen Grenzen vorüberziehen — als das ungeheure Geschehen über Nacht hereinbrach und alles anders machte als es vorher gewesen war.*

*In der Aera Eyschen herrschte bei uns ein verweilendes, oft stumpfes und spießerisches Genießen, in welches erst die zwei letzten Jahrzehnte, mit der steigenden Entwicklung der Großindustrie, einen beschleunigteren Puls gebracht hatten. Ein im Ganzen sorgloser Aufstieg, denn die neue Herrscherin zeigte einstweilen nur gute Seiten, und eine steigende Welle von Nationalvermögen wurde dank Eyschens Agrarpolitik in alle Landesteile kanalisiert. Der Blick aufs Weltganze gewährte die Zuversicht unbeschränkter Weiterentwicklung, denn selbst ein Krieg der Westmächte, wie der von 1870, konnte, in luxemburgischer Perspektive, die «Friedensinsel» nicht gefährden, hoffte doch jedermann, Eyschen zumeist, auf die allseitige Achtung der Verträge, durch welche die «ewige Neutralität» des Landes verbürgt war. Ein behäbiges, unaufregendes Höhenwegstempo, das nie mit Heroismus gepaart, aber vielfach mit der Note Übergenuß durchsetzt war! So trat Luxemburg in den Weltkrieg, dessen Auswir-*

*kungen auf das kleine Land hier geschildert sein mögen. Zur flüchtigen Auferstehung in einer rastlos treibenden Zeit!*

*«Heimat», welches auf Notizen der Jahre 1914—1918 beruht, vervollständigt in mancher Hinsicht die Kriegstagebücher von Faber und Flohr, die Skizzen von Batty Weber («Im Wartezimmer des Krieges») und die Karikaturen von Joe Squibbles («Goldbücher»). Aus den bitteren Kriegsjahren bietet es dem Leser, etwa zwanzig Jahre nachher, nebst nüchternen Berichten über manches Harte und Grausame, den gedämpften Klang der Erinnerung, einige abseitige Blumen, einige Feiertagsstimmungen, einige Höhenflüge ins bessere Land. Die ältere Generation, welche bei den Geburtswehen der neuen Menschheit Zeugin davon war, wie das Alte bröckelte und brach — und die jüngere, welche dies alles nur aus Büchern oder von Hörensagen oder auch gar nicht kennt — beide dürften gleicherweise an den Erzählungen und Skizzen dieses Buches Interesse finden. Und es möge auch von meiner Heimat Zeugnis geben, deren Leib und Geist ich in mir trage, soviel auch von Luft und Wolken und Winden mich anderswo überflogen haben!*

*Luxemburg, im Oktober 1938.*

*Der Verfasser.*

# *Weltkrieg*

## EIN DIPTYCHON*

*Ein Feldgrauer spricht:*

Wir würfeln um die Weltmacht,
Wie Alexander und Napoleon
Und Tamerlan.
Wir wittern Weiber, Beute, Ehrenkreuze,
Und ungeheuren Lebensrausch,
Und göttergleiches, glutenvolles Leben,
Und aufgetürmtes, unerhörtes Sein,
Und Ruhm bei fernsten, spätesten Geschlechtern!

Wir würfeln Sein um Werden!
Wir tauschen Glut um Wesenheit!
Wir wagen Tod um Leben!

Wir stürmen, brennen, töten,
Vergießen Blut wie Wetterbäche,
Erdulden Schmerzen, Nöte, Qualen,
Wenn's eins nur gilt, das Eine:
Sieg!

Er krönet unsere Schläfe,
Er läutet von den Türmen
Und jubelt durch die Lande!
Und Mütter mit den Kindern,
Und junges, reines, stolzes Blut,
Und liebedurstige Frauenschöne,
Und Priester, Fürsten, Älteste,
Sie rufen alle eines,
Das Trunkene, hallend Große:
Held!

---

*) 1917 geschrieben.

Ich schlug schon viele Schlachten,
Kämpft' hundert Schlachtentage,
Gewann so Land wie Beute,
Schmückt' mich mit Kreuz und Sternen.
Ich tötet' viele Feinde,
Trieb ärmstes Volk ins Elend,
Ward selbst zerfetzt, zerfleischet,
Zermürbt an Leib und Seele.

Ich raste, schoß und dolchte,
Sät' Unheil und Entsetzen,
Ward Sieger und ward Held!

Ich lebte Unerlebtes,
Ich schwelgt' im See des Grausens!
Ich sah was Menschen können,
Was Ungeheuer üben,
Was nur die Hölle ahnet:
Sah Höhen und sah Tiefen,
Sah abgrundweite Schrecken,
Sah höchstes Heldenringen,
Die Hölle und den Himmel,
Den Abschaum und den Halbgott:

O hätt ich's nie erlebet!
Ich wär ein Mensch geblieben,
Ein Mensch, der fühlt mit Menschen!
O hätt ich's nicht erlebet,
Was ich gehört, gesehen,
Was ich gefühlt, gelitten:
Die blutgedüngten Felder,
Die Hölle der Geschütze,
Den Bestienkampf der Gräben,
Die Drachensaat des Ruhmes!
Ich könnte wieder Mensch sein,
Wie einst in Glückestagen,
Ein Mensch mit andern Menschen,
Ein Fühlender und Glaubender,
Ein Hoffender und Strebender,
Ein Mensch!

Wohl trank ich trunkene Becher,
Wohl pflückt' ich stolze Kränze,

Wohl bin ich Held und Sieger,
Wohl trat ich auf den Völkern!
Doch starb in mir das Höchste:
Die Hoffnung aufs Gelingen,
Der Traum von Deutschlands Größe,
Der Glaube an die Menschheit,
Ans reinre bessre Selbst!

Mir bleibt als Trost und Zuflucht,
Bleibt letzte Wehr und Waffe,
Daß du lebst, wenn wir sterben,
Mein teures, heißgeliebtes,
Mein großes, unglückseliges
Deutschland, mein Vaterland!

## II.

*Ein Poilu spricht*:

So brach es über uns wie Weltbrand:
Die Grenzen jäh vom Feinde überflutet,
Der uns ein weitres Mal als leichte Beute greifen,
Das Vaterland ein weitres Mal zerfleischen wollte!

Da standst du auf,
Entflammt und stolz,
Du altes Frankreich,
Du süßes Frankreich!
Land alter Ehre,
Vom Ruhm bestrahlt,
Land stolzer Helden,
Jeanne d'Arc, Turenne, Napoléon!
Da ließest du die Adler fliegen,
Da kräht' der gallische Hahn mit Zornesflügelschlagen,
Und deine Söhne riefen:
Sieg oder Tod!

Für Freiheit, Recht und Heimatlaren,
Für Menschheit und für Menschlichkeit!
Tod den Tyrannen,
Tod den Raubkohorten!
Zwingt Preußens Heeresscharen,
Zwingt Junker, Fürsten, Kaiser in die Kniee:
Allons enfants de la patrie!

Schon blutet' Frankreich aus den ersten Wunden:
Saarburg, Longwy, Namur und Saint Quentin!
Und in der Tragik herber, bittrer Stunden
Wankt' es und stöhnt's, bis es den Stand gefunden:
Bis Joffre und Gallieni im Millionenringen
Des Marnetals, die tötliche Umkreisung lösend,
Den Menschheitstiger zwangen abzuspringen!
Er sprang noch an,
Doch unser Stoß war gut!
Und aus ihm rann in breitem Strom das Blut!
Da flammt' es auf, das Zorneswort,
Flammt wie Labarum auf von einer Riesensäule,
Das Wort des Rausches und der Liebe,
Des Hasses und der Hoffnung:
Revanche!

Um deine Erde, Vaterland,
Um deine Süße
Gilt dieser Kampf!
Um Rache, Vaterland!
Des Fremden Fuß hat dich entweiht.
Wir rächen dich!
Dem Feind, der unsere Dörfer hat verbrannt,
Der Frauen, Greise, Kinder abgeführt,
Gilt unser Haß und unsere Rache:
Mort au Boche!

Der Kommandant sagt: «Geht!»
Wir gehen wie er zeigt!
«Geht, sagt er, meine Freunde, meine Kinder, dort!»
Ja, Kommandant,
Wir gehn in Not und Tod!
In Handgranaten, Flammenwerfer, Tränengase,
In Sperr- und Trommelfeuer, Mitrailleusensummen,
Patrouillengehen, Bombenkrachen, Kugelsaat,

Und stehn !
Stehn oder fallen !
Wir stehen, gilt es, zweiundsiebzig Stunden,
Erschöpft, erschüttert, wund,
Stehn zweiundsiebzig Stunden sonder Speise, Trank
und Schlaf,
Bis die Erlösung kommt,
Ablösung oder Tod !
So standen wir bei Ypern, an der Somme,
Und bei Verdun !
Wir wankten nicht
Und rückten vor !
Pétain stieß schmetternd in die Siegsfanfare :
On les aura !
Wir glaubten ihm und standen !
Aus tausend Zungen und aus tausend Federn
Fließt dieser Trost uns täglich zu :
On les aura !

Wir sind ein müdes Volk, kein edleres trägt die Erde,
Das Führervolk in tausend Jahren Menschheit,
Das Hirn und das Gewissen dieses Westens,
Und bluten nun aus tausend Wundenbächen,
Und halten fest !
Wir halten aus, bis wir das Land befreit
Und unser Bruderland befreit,
Bis wir des Ruhmes Lorbeer neu geflochten,
Und die Nation mit Gloriarufen, Festgesängen,
Zu höherm Ziel, zu stolzeren Geprängen,
Zum Menschheitsalter ohne Krieg
Gelanget durch Triumph und Sieg :
Vive la France !

# Soldatenbegräbnisse oder Frau Micas Umkehr

MANCHEN Personen, Gläubigen sowohl als Ungläubigen, ist der Kirchhof wichtiger als die Kirche, und der Kirchhofskult fast zum Lebensinhalt geworden. Besonders Frauen sind ihm ergeben, und er entspricht auch so ganz der Seele der Frau, welche ihre Familiengrabstätte wie ein zweites Heim pflegt, mit ebenso viel Schmuck und Zärtlichkeit, manchmal auch Unsinn und Überladung, wie das wirkliche. Es ist ja leider wahr, daß manche Frauen ihren lieben Angehörigen nie im Leben die Sorgfalt angedeihen ließen, die sie den Toten zuwenden! Was mich auf Frau Mica bringt und ihre Umwandlung im Weltkrieg.

*Frau Mica Stangé.*

Sie bewohnte eines der schönsten Häuser der Stadt. Seit ihr vor beiläufig einem Dutzend Jahren ihr Seliger gestorben war, ging sie schwarzgekleidet und machte sich aus der Trauer um den Verstorbenen eine Attitüde, ja eine Lebensaufgabe. Zu seinen Lebzeiten hatte sie ihm allerdings das Dasein nicht grade verschönt, eher das Gegenteil! Aber wie hatte sie sich in seiner letzten Krankheit um ihn bemüht — man hätte sie nicht wieder erkannt! Und die zehntausend Franken Rente, die er ihr hinterlassen, hatten auch das Ihrige dazu beigetragen, sein Andenken bei ihr zu verklären!

Schön war Frau Mica nie gewesen. Eher plump und grobschlächtig, rechte Bauernart. Und Florentin Stangé, Kolonialwarenhändler en gros, hatte sie nur ihres Vermögens wegen aus dem entfernten Dorfe

geholt und in der Hauptstadt als seine Frau eingeführt. Geistige Interessen hatte sie nicht, und Kinder waren der Ehe nicht entsprossen. So füllte der Zank mit ihrer Magd, ihren Mietern und ihren Lieferanten ihre Tage aus. Doch nein! Auch ihre Besuche zu dem Grab des Verstorbenen...

Sie hatte ihm ein Denkmal setzen lassen, wie es wenige auf dem knalligen Liebfrauenkirchhof gab: auf dem Granitsockel eine Kapelle aus schwarzem Marmor und oben, wie auf einem Throne, ein Brustbild des Verewigten inmitten einer Gruppe von allegorischen Figuren. Denn da Florentin Stangé Kolonialwarenhändler gewesen war, hatte der Grabkünstler es als eine sinnige — andere sagten unsinnige — Verherrlichung dieser Tatsache angesehen, daß er die fünf Kontinente in Relief dargestellt hatte, in der Form von fünf entsprechenden Frauengestalten, die dem Toten ihre bezeichnendsten Gaben darbrachten! Das Ganze hatte Zehntausende gekostet und stand protzig und klotzig inmitten einer bescheidenen Grabreihe, ein aufdringliches Wahrzeichen des Ansehens und Vermögens der Stangés!

Es war auch immer mit Blumen geschmückt, den schönsten jeder Jahreszeit. Denn Frau Mica besuchte das ragende Denkmal ihrer Trauer und Wichtigkeit jeden Tag, und wenn sie die Blumen auf den Sockel niederlegte, weinte sie reichliche Tränen. Das war ihre tägliche Erholung! Sie ging dabei stets in Schwarz (Nägel und Zähne einbegriffen) und trug um den Hals zwei dicke Jetschnüre und auf dem Haupte ein schwarzes Krepphäubchen mit einem dito Witwenschleier. Wenn Verwandte und Bekannte ihr begegneten, mußten sie anhalten und ihrem immer erneuten Schmerz- und Tränenerguß einige Augenblicke der Aufmerksamkeit schenken: vielleicht auch einiges über die Träume der letzten Nacht, ihr Auffahren im Schlaf und ihre seltsamen Gesichte anhören (Frau Mica stand bei den Verwandten in Verdacht, abends der Flasche etwas über Gebühr zuzusprechen, was ja ihre nächtlichen Gesichte genügend erklärte!) Aber die Angeredeten hörten ihr doch bereitwillig zu und besuchten sie immer mit der größten Liebenswürdigkeit, ein Umstand, der sie bei der Witwe in keine größere Gunst brachte.

Denn Frau Mica durchschaute mit ihren kleinen, stets geröteten Augen Zweck und Ziel aller verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Zuvorkommenheiten! Und bei dem nächsten Begegner oder Besucher verfehlte sie nicht, die Fehler und Mängel des vorigen gehörig durchzuhecheln. Dabei zeigte sie ihre unregelmäßigen Unterzähne und die seitlichen Mundfalten, die trapezförmig bis auf das behaarte Kinn herniedergingen und sich tiefer und tiefer senkten, je weiter sie hechelte.

Ja, Frau Mica war geizig, häßlich und unangenehm! Und die einzigen Personen, mit denen sie sich einigermaßen vertrug, waren ihre Dienstmagd, der sie zwar alle zwei Wochen kündigte, die sie aber jedesmal unter reichlichen Tränen zu bleiben bat, wenn Elis sich zum Fortziehen anschickte, und Bruder Flavien, der ihren Mann in seiner langen Krankheit gepflegt hatte und mit dem sie regelmäßig eine gute Flasche trank, wenn er sie besuchte. Was Bruder Flavien dann auch gerne und häufig tat!

*Weltkrieg.*

Da kam der Weltkrieg. Die ersten schrecklichen Monate waren Frau Mica, wie vielen andern, eine Zeit täglich erneuter Qual. August und September, die — ein lächelnder Hohn — eine ununterbrochene Folge von glorreichen Sonnentagen brachten, lösten bei ihr eine ebenso ununterbrochene Folge von Tränen- und Jammerergüssen aus.

Frau Mica haßte die Deutschen. Mit Selbstverständlichkeit und Naturgewalt. Sie hatte, wie viele Luxemburger, Verwandte auf der andern Seite der Front. Sie hatte auch Kapitalien drüben. Es kam nichts herüber, nichts brachte was ein, klagte sie tagtäglich. Ihre Ausdrücke für die Feldgrauen waren deshalb weder gewählt noch gemäßigt. Sie wünschte die Franzosen laut herbei, obwohl sie heimlich fürchtete, daß es dabei zu grausiger Verwüstung, bitterer Not und sogar Lebensgefahr für die Zivilbevölkerung kommen könnte, wie es ihr die Flüchtlinge von drüben genugsam geschildert hatten.

Aber ihr Leben hatte plötzlich an Inhalt gewonnen! Sie, die sonst, außer ihrem obligaten Besuch zum

Friedhof, nirgends hinging, war nun auf Neuigkeiten und seltene Schauspiele aus wie der geringste Laufbursche der Großstraße. Es stand für sie so viel auf dem Spiele — mehr, glaubte sie, als für irgend jemand auf der Welt — und dann war es auch der braven Franzosen und Belgier wegen, daß sie dieses Interesse bekundete. Sie hatte immer französische Zeitungen und Zeitschriften bei sich und ließ sie sich von irgend jemand vorlesen, denn ihr flimmerten, wie sie sagte, die Augen zu sehr beim Lesen (sie hatte es auch wahrscheinlich verlernt)! Sie besuchte Bruder Flavien zu allen Sprechstunden, denn jetzt gab es massenhaft verwundete Soldaten in den Spitälern, und von ihnen erhielt man aufregende Beschreibungen von Greuelszenen, wie auch tröstende und aufrichtende Nachrichten von baldigen Siegen der Alliierten! Trotz ihres Geizes nahm sie Belgiern und Franzosen stets Süßigkeiten, Leckerbissen, Blumen und Zigaretten mit, besonders letztere, da sie am meisten begehrt wurden. Das tat sie allmählich in allen Spitälern und Kliniken, wo sie Soldaten befreundeter Nationen zu treffen wußte.

Dann gab es alle die Schauspiele der Neugier: die Truppendurchzüge der ersten Wochen; die Bomben auf den Bahnhof; die Schützengräben bei Merl, zu denen sie sich im Wagen führen ließ; das Generalquartier im Schulgebäude; die hohen Persönlichkeiten bei Dutreux, bei Beyens, bei Staar; das Zeltlager und den Marstall auf dem Bourbonplateau; den Verkehr im Bahnhof; das Rennen, Treiben und Hasten in der Stadt; und endlich die täglich sich erneuernden Sensationen und aufpeitschenden Nachrichten!

Dann kam das luxemburgische Rote Kreuz, in das sie sich natürlich einschreiben ließ, weil sie dadurch unbehelligt in den Bahnhof gelangen und alle die ankommenden und durchfahrenden Militärzüge mit ansehen konnte. Oh, die vielen guten Sachen, welche die Gefangenen von ihr bekamen; einmal sah sie sogar einen Highlander und ein andermal zwei Senegalneger, denen sie doppelte Portionen verabreichte. Um die Deutschen kümmerte sie sich nicht, denn für sie war ja das deutsche Rote Kreuz da, das sich immer, dachte sie, den Luxemburgern gegenüber so hochnäsig benahm, sogar verlangte, die Deutschen sollten alle

Leckerbissen, die Fremden aber nur Brot, Cakes und Wasser bekommen! Und nicht mal sprechen sollte sie mit den letzteren! Ja, man schnappte trotzdem manches auf, was zur Freude und zum Trost gereichte!

*Ein französisches Soldatenbegräbnis.*

Dabei wurde sie Zeugin eines Ereignisses, das sie für zwei Tage krank machte, aber ihren Lebensinhalt erweiterte und vertiefte.

Eben war ein langer, langsamer Gefangenen- und Verwundetenzug eingelaufen. Das Rote Kreuz eilte mit den bereit gehaltenen Erfrischungen herbei. Soldaten in beschmutzten, kalkigen Uniformen stürzten sich darauf; leicht Verbundene, die lächelten, und Unverwundete, deren Augen noch im Schrecken blickten und deren Gesichter von den Greuelszenen der Bajonettkämpfe oder dem aufwühlenden, nervenzerschmetternden Geheul der Geschosse wie versteinert waren. Schwerverwundete, denen schon der Tetanos die Glieder krampfte, wurden sorglich vorbeigetragen. Boy-Scouts liefen, Frauen eilten und bestellten, Soldaten schrieben Karten oder standen umher, Unteroffiziere schrieen; die ganze Halle summte und hastete.

In einem Wagen lagen leichtverwundete Franzosen unter der Aufsicht einiger deutschen Soldaten. Einer der ersteren hatte ein Glas Wasser verlangt. Der Deutsche, der es ihm reichte, spuckte hinein. War es dumpfer Rassenhaß, gemeine Gesinnung, oder hatten die zwei sich schon irgendwo im Leben feindlich einander gegenübergestanden? Wie dem auch war — wo so viel Unmenschliches geschieht, läßt sich ein Einzelnes nicht feststellen — der Franzose warf ihm in Stolz und Wut das Glas ins Gesicht und stieß ihn mit seinem unverwundeten Arm vor die Brust, daß er taumelte. Da blitzte auch schon des Deutschen Seitengewehr auf und fuhr dem Gegner in die Brust. Der Gestossene sank nieder. Er wurde ins Konvikt gebracht, wo die Klinik war, starb aber schon in der Nacht.

Frau Mica hatte die aufregende Szene aus der Nähe gesehen und nahm auch an dem Begräbnis des Franzosen teil, das am folgenden Sonntag auf dem Holle-

richer Kirchhof stattfand. Dreißig Mann deutsches Militär gingen mit, aber die Hunderte Luxemburger Teilnehmer hielten sich weit von ihnen. Die Soldaten präsentierten, der Hauptmann warf eine Schaufel Erde hinunter, und dann zogen sie ab; darauf defilierte die Zivilbevölkerung vor dem Grabe. Jeder warf seine Schaufel Erde oder einige Tropfen Weihwasser hinab, und der letzte rief : Vive la France ! In aller Augen waren Tränen, manche Pupillen blitzten im Zorne auf. Frau Mica hatte einen Kranz Blumen mit einer französischen Schleife gestiftet, den sie mit besonderer Sorgfalt niederlegte, und dann weinte sie, wie eine Mutter geweint haben würde. Ein Bube pfiff die Marseillaise, und die Kinder, die hinter dem Militär herliefen, sangen immer wieder den fremden Eindringlingen zum Trotz : « In der Heimat, in der Heimat, da gibt's *kein* Wiedersehn ! »

*Begräbnis eines deutschen Soldaten.*

Es war Ende August 1914, zur Zeit, wo sonst die Schobermeßweisen vom Plateau des Glacis im leisen Herbstwinde über die Täler verstreut wurden. Es fand natürlich in diesem Jahr, wie auch in den folgenden, keine Schobermesse statt. Spaßmacher behaupteten, des « Kaisers Zirkus », das heißt, die Zeltstadt mit dem Marstall auf dem Bourbonplateau, sei als Ersatz dafür gekommen.

Dumpfer brüllten die Kanonen über die Höhen herüber. Ein kühliger Wind wehte. Am Himmel wanderten weite Wolkenfelder, zwischen denen die Sonne mildes, warmes Licht heruntersiebte. Den Schloßberg hinunter bewegte sich ein Militärleichenzug, und zwar war es, wie man an der Schleife über dem Sarge ersehen konnte, ein Feldgrauer, der zur letzten Ruhe geleitet wurde.

Vorne ging ein Polizist, dann kamen drei Messediener in Violett nebeneinander : einer mit dem Weihwedel, einer mit dem Kreuz, und einer mit der Stangenampel. Vierzig Landstürmer mit Gewehren und hohen sächsischen Tschakos — der Volkswitz nannte sie die « Schnellsohler » — folgten ihnen. Dann kam ein katholischer Geistlicher, und hinter ihm rollte der

Totenwagen. Auf dem einfachen braunen Sarg lag die schwarzweißrote Schleife, die der deutsche Gesandte zu jedem deutschen Soldatenbegräbnis stiftete, und ein prachtvoller Kranz mit gelben Rosen und weißen und roten Chrysanthemen. Eine Frau in Schwarz folgte in einem geschlossenen Wagen. Landsturmleute ohne Waffen und Neugierige schlossen sich an.

Unter ihnen war auch Frau Mica, und zwar, wie sie ihrer Nachbarin zuflüsterte, zum ersten Mal bei einem deutschen Begräbnis. An allen französischen Leichenfeiern hatte sie teilgenommen — es hatte ihr Mühe genug gekostet, es immer rechtzeitig zu erfahren, aber sie hatte es doch durchgesetzt — und zu jedem eine französische Schleife gestiftet, während der Stadtgärtner den Kranz geliefert hatte. Und schöne Kränze ! Darauf hatten sie beide gehalten, sagte sie, und wischte sich eine Träne ab. Nun gehe sie diesmal mit dem Begräbnis eines Boche, aber ihre Gefährtin müsse wissen, daß es sich um einen katholischen Lothringer handle, der im Herzen nicht zu den Deutschen gehört habe. Jene wußte es allerdings nicht : sie hatte in Clausen zu tun und dachte, sie könne eben so gut im Leichenzug den Schloßberg hinuntergehen, wie daneben. Nun, es sei ein so trauriger Fall, sagte Frau Mica, daß es einem das Herz zerreisse. Der einzige Sohn einer wohlhabenden Lothringerin, die oft herübergekommen sei, und die sie im Spital kennen gelernt habe. Beide, Mutter und Sohn, seien im Herzen Franzosen gewesen. Der Vater sei längst tot. Die Mutter habe an ihrem Jean gehangen, wie an ihrem Abgott. Der Ärmste wäre gern bei Ausbruch des Krieges ausgewandert, aber es war zu spät. Er ging in den Krieg mit dem festen Entschluß, keinem Franzosen etwas zu leide zu tun. Nun hatte er überhaupt keinen gesehen, denn schon am zweiten Tag seines Dienstes an der Front hatte ein böser Geschoßsplitter ihn getroffen. Eine letzte Bitte hatte er gehabt : eine französische Uniform sehen zu dürfen, und diese wurde ihm durch einen freundlichen Offizier des Generalstabs gewährt. « Armer Junge ! arme Mutter ! » seufzte Frau Mica, und sie weinte, als sei sie die wahre Leidtragende des Zuges.

Man war beim Friedhof angelangt. In den ersten Kriegswochen hatte die Stadtverwaltung eine Anzahl

von Soldatengräbern auf dem Liebfrauenkirchhof und auf dem alten, verlassenen Militärfriedhof eingerichtet. Dann hatte sie eine Art Baumschule neben dem letzteren zur Beisetzung der Kriegsopfer beider Nationen bestimmt. Hier reihten sich schon eine stattliche Anzahl von Gräbern mit weißen Holzkreuzen — daran hingen die Namen der Verstorbenen auf Pappstücken oder Holzplättchen — die Franzosen auf der einen, die Deutschen auf der andern Seite. Frische Gräber wölbten sich schon zu beiden Seiten, die folgenden immer im Anschluß an die vorigen.

Frau Mica half der schwergebeugten Mutter zwischen den Weiden, Stechpalmen und Buchsbaumstauden hindurch bis zu den hohen Kastanienbäumen, in deren Schatten die Gräber lagen. Der Totengräber stand schon bereit. Vier Soldaten hoben den Sarg und trugen ihn bis ans Grab. Das Ehrengeleite präsentierte, als er hinabgelassen wurde. Der Priester betete auf lateinisch, während das Leichengeleite schweigend um das Grab stand. Dann ein lauteres: « Herr, gib allen Abgestorbenen die ewige Ruhe », worauf das Volk antwortete: « Und das ewige Licht leuchte ihnen! » « Amen! » sagte der Priester und ging.

Die Soldaten schultern und treten zurück. Das Volk besprengt den Sarg dort unten mit Weihwasser und verzieht sich. Frau Mica hat einen Tränenanfall und hilft der armen Mutter, die am Grabe niedergesunken ist, wieder zu ihrem Wagen.

Sie und der Priester fahren mit der Lothringerin zurück, und der Geistliche spricht ihr all den Trost zu, der in solchen Fällen möglich ist.

— Eine rechte Begräbnisfeier, sagt er, ist doch erhebend und aufrichtend für die Zurückgebliebenen. Schon daß er unter Ihrem Mutterauge starb, statt im wimmernden Graus der Feldschlacht, ist für Sie etwas Versöhnliches in dieser Zeit von endlosem Weh. Ich denke mit Schmerzen an die Verwundeten und Verlassenen des Schlachtfeldes, denen keine rechtzeitige Hilfe zu teil wird, und die vielleicht Tage lang, jeder Hilfe, jedes Trostes bar, stöhnen und winseln, fluchen und beten. An einsamem Orte zu fallen, unfähig zu sein sich zu bewegen, und Tieren oder entmenschten Menschen zur Beute zu fallen, ehe die Rettung kommt,

welch grausiges Geschick! Ihm ist Ihr Jean entronnen. Er hat ja gelitten, wie jeder leidet, der sich zum Kampf gegen andere Menschen rüsten muß. Aber die letzten Tage waren für ihn still und verklärt. Er hat keine Schuld auf sich geladen. Seine letzten Atemzüge tat er unter denselben liebenden Augen, die seinen ersten Aufschrei in die Welt begrüßt hatten. Wir gaben ihm ein stilles würdiges Geleite und legten ihn in sein Einzelgrab, das die Liebe sorgsam hüten und schmücken wird. Und im Jenseits harrt er lächelnden Blickes seiner Mutter! Aber wehe! tausendmal wehe! denen, die all dieses Leid auf Erden verschuldet haben! Wir können nur weinen und beten!

Die Mutter und Frau Stangé reichten dem Priester unter Tränen die Hand. Erst nach zwei Tagen ließ Frau Mica die arme, geprüfte Frau in die Heimat zurückkehren.

*Ein drittes Soldatenbegräbnis.*

September 1914 war ins Land gekommen, neue Särge waren an den Seilen des Totengräbers hinuntergelassen worden, und ruhelos kam das dumpfe Rollen der Kanonen über die Berge.

An einem blassen Regentage ging Frau Stangé wieder mit einem deutschen Militärbegräbnis. Und zwar war es diesmal nicht ein katholischer Lothringer, sondern ein protestantischer Rheinländer, den man aus dem karbolgeschwängerten Spital hinaustrug in die friedliche Stille des Totenackers in Clausen. Die Geschichte, die sie vom Arzt erfahren hatte, war womöglich noch trauriger, als die der Lothringerin. Als der junge Reservemann aus Bollendorf, von drüben, gleich jenseits der Sauer, seiner Frau eiligen Abschied sagen mußte, erwartete sie ihre Niederkunft. Er mußte sich losreißen, mitten in der Nacht, auf eilige Aushebungsordre hin. Die Frau litt unsäglich und starb im Kindbett. Nun war auch der Vater tot, und zwei arme Würmchen standen ganz allein in der Welt.

Frau Mica entschloß sich nach einigem Bedenken, auch mit diesem Begräbnisse zu gehen, aus Protest gegen den Krieg. Denn so weit war sie schon, nach allem was sie gesehen hatte! Aber ein weiteres sollte an diesem Tage in ihr reifen, dessen sie sich jetzt noch

nicht bewußt war! Sie meinte allerdings, sie wolle sich nur den protestantischen Geistlichen und das protestantische Zeremoniell ansehen. Doch treibt Neugierde mit ihren « seltsamen Reizen », wie Goethe sagt, uns oft weiter als wir gedacht hatten!

Hinter dem frischen Grabe stand der Küster, in Blau gekleidet, und bewegte den Mund immer, als ob er lächle oder bete. Ein Diener in schwarzem Rock hob mit einer Schaufel ein Häufchen Erde auf die Bretter, die das Grab besäumten. Der Pfarrer im Talar, mit Bäffchen und einem flachen Barett auf dem Kopfe, stand daneben: er hielt zwei Bücher, ein großes und ein kleines, in der Hand und blätterte ziemlich lange in dem großen, ehe er seine Stelle fand. Die Kanonen brummten vernehmlich in dem Talkessel, ein Militärauto sauste vorüber, sonst herrschte tiefes Schweigen. Der Offiziant begann: « Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes » — lange Pause — « Amen ». Er las aus dem Buch Salomo die bekannte Stelle: « Denn alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret, und die Blume abgefallen. Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit! » Dann folgte seine Rede, die er klar und eindrucksvoll vortrug. Der deutsche Krieger, führte er aus, starb im Dienst des Vaterlandes den Heldentod. « Ihm gebührt der Dank der Heimat. Luxemburg wird sich noch in den fernsten Zeiten dieser Tage erinnern, und Deutschland wird sich der Liebe erinnern, womit seine Söhne hier zur letzten Ruhe gebettet wurden. Freunde und Feinde werden hier friedlich nebeneinander begraben, im Tode versöhnt! Der Herr aber wird ihnen Ruhe, Glück und Frieden geben und sie eines Tages verklärt zusammen auferstehen lassen, wie sein eigener Leib verklärt auferstand ». Ein weiteres Gebet aus dem Buche. Dann warf er mit der Schaufel etwas Erde auf den Sarg. Die Feldwebel warfen ebenfalls ihr Schäufelchen Erde in das Grab. Einige der Mannschaften beschneuzten sich. Dann traten sie ins Gewehr und marschierten ab. Draußen folgten ihnen eine Schar Kinder mit Holzsäbeln, Gewehren, Kindertrommeln, Schakos, in Reih und Glied und gravitätisch wie die Großen! Tragikomik des Lebens!

Frau Mica ging mit einem alten Herrn weg, einem Deutschen, augenscheinlich einem Vertreter der Familie. Er sah sie schluchzen und wartete, bis sie mitkam. Er wußte allerdings nicht, daß Frau Mica gerne weinte, wie der Luxemburger sagt, das heißt mit einem gewissen Behagen, fast mit dem Gefühl der Freude.

— Ja, liebe Frau ! sagte er. Der Prediger hat schön gesprochen, aber er hat nicht alles gesagt ! Das, worauf es ankommt, hat er nicht gesagt. Seit Salomo, dessen Worte man so gerne zitiert, hat man die Menschen an einander gehetzt, Generationen nach Generationen, um törichter Idole willen. Meistens nennt man's Vaterlandsliebe, und das unsägliche Unheil und Elend, das dadurch entsteht, wird Gott aufgebürdet, das nennt man dann Religion ! Alle diese Männer, die hier liegen, wollten nichts anders als in Frieden zu Hause zu leben. Man hat sie gegen andere Männer kämpfen lassen, die ebenfalls den Frieden wollten. Einzelne haben vielleicht unsägliche Greuel verrichtet : Raub, Schändung, Verstümmelung, Brandstiftung — und haben dann selbst auf blutigen Schlachtfeldern viele Tage lang gelegen, an Wunden krank, die Unbekannte ihnen zugefügt hatten : bis das stille Lazarett sie empfing, zu spät, um ihr Leben zu retten. In Koma und Morphiumbetäubung verschieden sie, mit verzerrten Gesichtern. Zu Hause klagen ihre Lieben und gehen oft selbst darüber zugrunde. Aber diese hier ruhen, und Millionen anderer singen « Lieb Vaterland, magst ruhig sein ! » und Hunderttausende anderer verbluten noch nach ihnen ! Wann kommt der Napoleon des Friedens ? Wann ? Wie bald ?

— O Gott ! was wir gelitten haben und leiden ! setzte er wieder an. Es ist ein Meer von Leid, wie selten eines da war. Dieser Verstorbene war ein entfernter Verwandter von mir. Seine Frau starb, seine Kinder sind der Gemeinde zur Last gefallen. Die drei Brüder seiner Frau fielen, ihre Mutter ist dem Irrsinn verfallen, die Schwester nahm Lysol, als sie den Tod ihres Mannes erfuhr. Eine ganze Anverwandtschaft dahin ! Ich bin der einzige, der übrig blieb ! Mein Gut wurde mir in Lothringen verbrannt, ich bin mittel- und heimat-

los, und wie bald kann auch ich dahinsinken! O des Jammers und Elends!

Frau Mica weinte mit ihm, bis sie nicht mehr konnte. Es ging ein innerer Wandel in ihr vor, denn an diesem Tage schmolz ihr Haß und ihr Geiz. Sie nahm den Alten und die zwei verwaisten Kinder bei sich auf. Der Mann starb bald darauf, fiel plötzlich weg, ohne äußere, augenscheinliche Todesursache, wie ein gelbes Blatt auch in der Windstille vom Baume fällt. Die Erschütterungen des Krieges hatten ihn zermürbt, und so verschied er, durch plötzliches Versagen der erschütterten Körperfunktionen.

Den Waisenkindern wurde Frau Stange wie eine zweite Mutter, und es war erstaunlich zu sehen, welch eine Fülle von Empfindung und praktischer Güte in ihrer rauhen Schale untätig gelegen hatte. Kurz, sie war eine andere geworden, eine tätigere, menschenfreundlichere und in jeder Hinsicht bessere Frau. Und sie sorgte jetzt für die Lebenden, ohne den Toten zu vergessen.

# *Frauenschicksal* *

SO erzählte des Torwarts Töchterlein. Sie war blond und blauäugig, mit gewölbter, eigensinniger Stirn. Ihre Nase war eben und stark, der Mund gesund, etwas üppig. Ruhig und eintönig floß ihre Rede dahin.

Sie hatte uns das Öslinger Schloß gezeigt, in dem ihr Vater Kastellan war.

Nun saßen wir im wohlgepflegten Garten unter dem alten Nußbaum, und dicht vor uns zog sich der Rundpfad, an dem der schartige Schieferfels jäh ins Tal versinkt. Über dem Felderschachbrett drunten trillerten die Lerchen. Die Halden dahinter waren mit dem krausen Gelock des Schälwaldes bedeckt, aus dem die frisch geschlissenen Bäumchen aufblinkten gleich weißgefirnißten Bohnenstangen. In den frischen Rodungen standen blaugrüne Roggenfelder, dünn wie schütteres Haar ; sie krochen bis an die Höcker, Gräte und Kämme, welche kahl und grindig von der grünen Farbensymphonie abstachen. Drüben auf den weiten, abgeflachten Höhen, die sich kulissenartig aneinander reihten, lugten hie und da Dörfer herüber, in Haufen um ihre Kirche gereiht, auch einzelne, weißblinkende Gehöfte, bukettartige Hurste und wohlgepflanzte Ackerbreiten. Das alles sah von oben klein und putzig aus, wie wenn das Ganze nur eine bunte Reliefkarte wäre.

Tief unten im Tal duckte sich die schiefergedeckte Ortschaft bis an den Fuß des Schlosses heran, und der runde stumpfe Wachtturm auf der Bülte am Mühlenwehr stand ihr zu Häupten wie ein Wachtposten. Der Fluß selbst, der sich durch ein abgedachtes Serpen-

*) In den Cahiers Luxembourgeois, 1929, erschienen unter dem Titel « Des Torwarts Töchterlein ».

tinental von den Quarzithöhen bis auf die Talsohle mühsam durchgesägt hatte, glänzte blauschwarz wie diluierte Tinte auf dem glänzenden Schiefer, ohne Gründigkeit, fast auf dem Niveau der Wiesen dahintrendelnd: sauber und klar, gleich den Menschen dieser Landschaft.

Wir saßen am Steintische. Die Ginsterbüschel, die den Garten begrenzten, waren tiefgelb wie reife Butter. Durch die biegsamen, grünen Büsche ging der Wind mit sirrendem, schwippendem Geräusch.

Stasie erzählte, und das Licht- und Schattenspiel über ihrer Kinnrundung und ihren vollen, festen Wangen gehörte zu diesem Frühlingstag wie die Apfelblüte, der Finkenschlag und das Rütteln des Bussards über dem Felderteppich. Ihr Vater, dessen hartes Gesicht mit Furchen und Rillen durchzogen war, hörte ihr gesenkten Hauptes zu und musterte sie hie und da mit langem Blick, dem sie keineswegs auswich.

— Die Geschichte, die ich Ihnen erzähle, und die selbst mein Vater nicht kennt, gehört zu diesem Schlosse. Ich habe sie aus einem alten Register aus viel späterer Zeit, das ich kürzlich aufgestöbert habe. Der Verfasser des Berichtes war wahrscheinlich einmal hier im Schlosse Schreiber. Einige Lücken habe ich ausgefüllt, und einige Unebenheiten überbrückt.

— Ritter Adrian Gerhard war im XIV. Jahrhundert einer der mächtigsten Schloßherren des Landes. Stark, gewalttätig und rücksichtslos, warf er die Standesgenossen bei Buhurt und Tjost in den Sand, brach die Mauern feindlicher Burgen im Sturm und die Herzen schöner Frauen im Liebeswerben. Es war eine Zeit ohne viel Ordnung und Gebot, wo der Starke sich sein eigenes Reich zimmern durfte, und der Schwache ein Schemel für seine Füße war.

— Wenn Ritter Adrian nicht in Kampf- oder Liebesspiel verwickelt war, liebte er die Sauhatz und die Falkenbeize. Ganze Tage konnte er umherstreifen und ganze Abende mit guten Freunden zechen. Es gab deren genug, und wenn er seinesgleichen nicht zur Hand hatte, waren ihm auch seine Korn- und Federmeier, sogar Sassen und Liten zum Bescheidtun gut genug.

— An diesem Tage kam er in Begleitung seines Dieners frühzeitig von der Falkenjagd zurück. Er war mißmutig, denn sein Geierfalk war verwundet worden — ein Rabenschwarm hatte ihn an einem Felsen arg gezaust — und so hatte das Gejaid unterbrochen werden müssen. Schnell hieß er den Torwart und den Diener ihm seine Rüden holen, um noch vor dem Abendgrauen ein paar Hasen oder ein Reh zu erjagen. Er trat mit dem Falken auf der Faust unter das niedere Gebälk der Wohnung des Torwarts ein, um sich einen Augenblick zu verschnaufen. Die jugendliche Tochter des Hauses, Gerwinde, erhob sich züchtig vom Rundsitz ihres Eichenstuhls, auf dem sie gerade den Haspel des Spinnrades drehte. Sie nahm dem Ritter den Falken ab, verkappte ihn, schiente und verband seine Wunden mit großer Kunst, und sagte Adrian, der aufmerksam prüfend dabei gestanden hatte, daß der Schaden nicht unheilbar sei. Sie hoffe sogar, das stolze Tier, das in seiner Haube leise fauchte und sie ruhig gewähren ließ, wieder jagdfähig zu machen, ohne daß man der Hilfe eines Falkners bedürfe.

— Ritter Adrian blickte sie freundlich an.

— Nun einen Becher Braunbier auf dich und deine feine Kunst, magdliche Gerwinde, und einen Kuß auf deinen roten Mund als Ritterdank!

— Sie kredenzte ihm beides, und der Ritter brach auf zur Rüdenjagd.

— Der edle Herr gedachte des Kusses nicht mehr, wohl aber Gerwinde...

— Wieder war ein Turnei mit Lanzenstechen und Ringelrennen irgendwo in Flandern, Burgund oder am prunkenden Grafenhof in Lützelburg gewesen. Ritter Adrian Gerhard war auf einige Wochen mit Knappe und Page fortgezogen. Nach seiner Rückkehr, die diesmal ganz stille vor sich ging, fing er an zu kränkeln und abzumagern, schweifte viel allein umher und verbarg sich zu Hause, selbst vor Diener, Weib und Kind.

— Noch einige Zeit, und es flüsterte sich unter dem Gesinde im Zwing, dann unter den Leuten in der Ortschaft unten, und dann weit über die windigen Berghöhen und durch die steilwandigen Täler des Öslings herum, daß Ritter Adrian von der « bösen

Krankheit», vom Aussatz, befallen sei. Es war wirklich so: die Mäler der Sondersiechen ließen sich nicht mehr vor der Welt verbergen. «Ein Fluch Gottes», sagten die Leute. Der Pfarrer des Ortes wagte selbst nicht einzuschreiten, wie es kirchliche Vorschrift war, aber er wandte sich an des Ritters Schwester, Edeldame Aldegunde, Vorsteherin des Klosters von Münsterbilsen, und bat sie, die Rechte der Kirche geltend zu machen, insbesondere den miselsüchtigen armen Herrn feierlich aussegnen und von der Welt absondern zu lassen.

— Es muß viel Mühe gekostet haben, den herrischen Ritter zur Vernunft zu bringen, aber am Ende gelang es. Ohne Vorwissen der Dienerschaft, noch der Leute unten im Tal, waren der Pastor und die Chanoinesse eines Nachts im Schlosse. Oben in der Kapelle, die er sonst so wenig besucht hatte, hörte Adrian die Totenmesse für sich singen und vertauschte seine Ritterkleider gegen ein schwarzes Gewand. Dann brachte man ihn auf entlegenen Pfaden bis zur Grenze seines Jagdgebietes, wo an einer einsamen Schlucht in einer Felsknickung das Heiligenhäuschen für ihn errichtet war, in dem er künftig leben und sterben sollte. Dort fing der große Aussatzwald an, der sich zwischen Bockholtz, Hosingen und Munshausen erstreckte. Pfarrer Natalis Theisges reichte ihm die Siechenklapper und die Gegenstände seines Haushalts, alle kirchlich gesegnet, bestreute Haupt und Füße des Ausgeschiedenen mit Kirchhofserde und sprach: «Sei der Welt abgestorben und Gott wiedergeboren! O Jesus, mein Erlöser, du hast mich aus Erde gemacht, du hast mich mit einem Leibe bekleidet, laß mich zum Leben erwachen am letzten Tage!» Dann legte er ein Stück Rasen, von Kirchhofserde, auf das Dach der Behausung und befestigte ein hölzernes Kreuz an der Türe. Ein Kasten war außen angebracht für Nahrung und Trank, die man dem Ärmsten bringen würde.

— Ritter Adrian hatte all dies mit stumpfer Ergebung mit angesehen. Nur als seine Frau, seine Schwester und der Pfarrer mit Trostworten, aber ohne Handschlag und Kuß weggingen, und alle, sogar die beiden fackeltragenden Diener, in Schluchzen ausbrachen, da warf er sich der Länge nach auf sein Lager und biß unter

Tränen der Wut sich in sein Kissen fest. Dann rief er ihnen nach: « Lebt wohl! Lebt wohl! Niemand außer dem Diener, der Speise und Trank bringt, soll mich fürder sehen! » Seine Frau kehrte zu ihren Verwandten zurück. Da sie von der Krankheit frei war, durfte sie für sich leben und sogar einen andern heiraten. Schloß und Herrschaft gingen auf den ältesten Sohn über.

— Der Ritter wurde nicht mehr gesehen. Doch eines Abends kam mit dem Diener, der das Essen brachte, auch Gerwinde an das Heiligenhäuschen im Felsknick. Sie stellte Blumen vor die Tür und rief ihren Gruß und einige freundliche Worte hinein. Und einige Stunden später, als der Ritter eben zur Ruhe gehen wollte, klopfte es zag an der Türe. Der Ritter hatte nicht einmal Öl mehr, um die Wicke seiner Lampe zu speisen. Aber Gerwinde hatte eine Kerze mitgebracht und setzte sie auf den Tisch. Dann warf sie sich ihm zu Füßen und küßte seine Hand, die er ihr hastig entzog, und sein mit Schwären und Schorf bedecktes Gesicht, daß er schaudernd rief: « Gerwinde, was tust du? Jetzt wirst du auch eine Aussätzige! » « Ich will es sein und bei dir bleiben, wenn du mich willst, Ritter Adrian! Denn ich gehöre dir. » — « Ich kann nicht, geh', törichtes Mägdelein, » sagte er mit der alten Heftigkeit und stieß sie bis an die Türe. Aber als sie weinend sagte: « Wohin? Ich bin ja auch nun angesteckt, und der Welt abgestorben! », schloß er sie in seine Arme. « Teilst du meine furchtbare Einsamkeit für immer und ewig, Gerwinde? » — « Ja, auf Leben und Sterben, » erwiderte sie schlicht.

— So lebten sie zusammen, und da des Ritters Frau wieder geheiratet hatte, wurden auch Adrian Gerhard und Gerwinde getraut. Sie lebten noch Jahre dort, und nach ihrem Tode wurde ihr Häuschen verbrannt. Sie starb am selben Tage wie er, ob aus Gram, oder indem sie der Natur Gewalt antat, darüber wird nicht berichtet. Sie wurden zusammen dort begraben, wo jetzt das einsame Steinkreuz steht. — Sie konnte nicht anders, sagt das alte Manuskript, denn Liebe ist des Weibes Leben und des Weibes Geschick!

* * *

Stasie erhob sich, denn eben waren andere Besucher angekommen, denen sie das Schloß zeigen mußte.

— Sonderbares Mädchen! murmelte der Alte, der sich ebenfalls erhoben hatte, und blickte ihr böse nach. Wollen die Herrschaften vielleicht noch die Altertümer in Augenschein nehmen, die ich in meinem Hause habe?

Wir gingen mit ihm und besahen die alten Truhen und Taken, die Siedel und das Himmelbett, die Standuhr und die zinnenen Gefäße auf dem Sims.

— Das wird wohl Stasies Hochzeitslade werden, sagte einer von uns scherzend, als wir vor dem Himmelbett aus gebohntem Nußbaumholz standen. Sie kann zugleich darin wohnen. Denn es ist groß genug für zwei, die sich vertragen. Sie hat sicher schon ihren Freier, da sie schön ist und von Liebe zu sprechen weiß?

— Ja, ist schon verliebt, das Kroppzeug! Noch dazu in einen windigen Belgier, der einmal hier war, als ich in der Ortschaft weilte. So ein Springerling, der nichts zu reißen und nichts zu beißen hat! Aber sie will ihn nun einmal haben, und sie ist wie ihre Mutter selig! Ihr Kopf ist härter als Grauwacke und Hasselstein!

— Nun, wenn sie ihn haben will, bekommt sie ihn auch. Ce que femme veut, Dieu le veut, sagte einer von uns, während wir uns zum Gehen anschickten.

— Papperlapapp! Daraus wird nichts, so lange ich etwas zu sagen habe! knurrte der alte Mann, während er uns das Tor wieder aufsperrte und für das Trinkgeld mit einer tiefen Verneigung quittierte.

* * *

Einige Jahre später, nach Ausbruch des Krieges, war ich wieder auf dem alten Schloß. Es war im September 1914, und alles wie in Blaugrau getaucht, der Himmel, die Berge und die Häuser. Den schiefrigen Pfad herauf war mir ordentlich warm geworden, und ich bat den Alten, der mir erst nach geraumer Weile das Bohlentor öffnete, vor der Bank an seinem Hause etwas ausruhen zu dürfen. Der Torwart war noch gebeugter und mürrischer als früher. Auch schien der

Garten am Hause verwahrloster, als er es, trotz der vorgerückten Jahreszeit, sein durfte.

Ich fragte den alten Mann, wie es seiner Tochter ginge. Er machte nur Pst ! und ging ins Haus. Einen Augenblick hörte ich einen Frauengesang aus dem hinteren Zimmer. Ein französisches Schlummerlied : « Do, do, l'enfant do ! L'enfant dort dans sa couchette ! Do, do, l'enfant do ! L'enfant dort dans son dodo ! » So ging es eintönig weiter, bis nach einigen Minuten der Alte zu mir zurückkehrte.

Er setzte sich zu mir auf die Bank und brach in Schluchzen aus. « Sie haben sie also auch gekannt ! Und was ist jetzt aus ihr geworden ! Mein armes, armes Kind ! »

Wir gingen wieder zu dem Gartentisch an dem Rundpfad, und dort erzählte er :

— Ja, meine arme Tochter ! Sie war ein gutes Kind, aber immer so eigensinnig ! Sie hatte sich in einen jungen Menschen verschossen, der einmal per Rad hier war, mit ihr scherzte und sie, ob mit oder gegen ihren Willen, oben auf dem Burgfried, wo man weit ins Land sieht, geküßt hatte. Er schickte ihr Ansichtskarten, und sie wollte ihn um jeden Preis zum Manne haben. Ich widersetzte mich, bis sie mir dann auf und davon ging und ihn gegen meinen Willen heiratete. Sie war gerade großjährig geworden. Der Mann hatte eine kleine Stellung an der Eisenbahn, und es ging ihnen nicht schlecht trotz meiner Weigerung, ihr irgend eine Ausstattung zu geben. Drüben sind sie schlecht bezahlt, aber das Leben kostet ja auch nicht viel ; wenigstens war es damals so. Und sie hatten ein Kind und waren, soviel ich aus der Leute Gerede schloß, glücklich, und ich hätte mich wohl auch drein ergeben und mich mit ihr versöhnt. Da kam der unglückselige Krieg, und sie waren unter den ersten Opfern. Der Mann wurde gleich am ersten Tage erschossen, in der Station, von einer Patrouille Ulanen. Mutter und Kind standen in der Türe ihres Hauses, als die nachfolgenden Truppen einrückten. Stasie hatte nie Furcht gekannt, das tapfere Mensch ! Das Kind hatte eben gehen gelernt, und es machte einige Schritte nach vorne, um die schönen Reiter zu sehen. Da kam schon eine verirrte Kugel, es war wohl ein Gefecht dort herum,

und traf es in die Lunge. Es fiel zurück in der Mutter Arme. Und dann ging eine Schießerei los, daß die Häuser zerlöchert waren wie Bienenwaben. Viele wurden auch angezündet. — Die Einwohner sagen noch heute aus, daß sie keine Schuld an dem Ereignis hatten, aber der Krieg ist Bestialität. Dann wurden sie alle aus den Häusern getrieben. Sie blieben zwei Tage und zwei Nächte im Wald ohne Nahrung, bis sie sich wieder in das Dorf getrauten. Hier waren unterdessen neue Truppen nachgekommen, und weil schon Häuser verbrannt waren, galt es als Franc-Tireur-Dorf und war der Rache jedes folgenden Truppenkörpers ausgesetzt. — Stasie hatte ihr totes Kind nicht aus den Armen gelassen. Sie verteidigte es wie eine Löwin ihr Junges, als zwei elsässische Soldaten es ihr abnehmen wollten. Diese brachten sie ins Spital, das unterhalb des Dorfes lag und nicht vom Gefecht gelitten hatte. Sie war inzwischen irrsinnig geworden. Die Schwestern verfielen auf den Ausweg, ihr eine Puppe von derselben Größe und Gestalt herzustellen wie ihr Kind, das sie nicht hergeben wollte. Durch ein Schlafmittel mußte sie betäubt werden, und dann setzte man den Tausch ins Werk. Sie merkte den Betrug nicht, freute sich vielmehr der gläsernen blauen Augen, die immer offen standen, während des toten Kindes Lider steif geschlossen gewesen waren. Jetzt aber hat sie nur mehr eine Sorge, daß das Kind mit den offenen Augen nicht gehörig schlafen möge, und legt es zur Ruhe mit dem Gesichte nach unten. Immer singt sie ihm dasselbe eintönige Schlummerlied. Arme Stasie! Man hat sie hieher gebracht, und solange ich lebe, soll sie mir in keine Anstalt! Lange dauert es wohl nicht mit mir! Und was wird dann aus ihr?

Er weinte wieder, diesmal ruhig und still.

Ja, Liebe ist des Weibes Leben und des Weibes Geschick! sagt das alte Buch. Aber hart ist oft das Leben und teuflisch das Geschick!

Über die grauen Kuppen und Mulden des Öslings pfiff der Septembersturm.

# Lockerungen und Lockungen

AUF einer Station der Nordlinie hatten wir, der Advokat Henericy und ich, im Spätherbst 1915 eine unliebsame, aber während der Kriegszeit nicht so seltene Überraschung. Der Krieg gewöhnt ja an das Unliebsamste und macht die Überraschung zur täglichen Kost!

Der Abendzug hatte anderthalb Stunden Verspätung angemeldet. Eine kleine Entgleisung dort oben im Hundsösling! Was sollte man sich weiter aufregen? Besser sich gedulden wie so viele andre Ausflügler, die ebenso sauertöpfisch drein schauten wie wir!

Bis zur nächsten Station zu wandern ging nicht an, dazu waren wir zu müde, und dann brach auch die Nacht zu schnell herein, denn wir waren im September. Wir starrten stumpfsinnig in die vom Gespei der Gerbereien tupfenübersäte Sauer, stapften auf dem Schieferfels der Straße hin und her, langten wohl auch zur Abwechslung einen sauren Apfel von einem Straßenbaum herunter und setzten uns endlich. gähnend und grommelnd, in die Bahnhofschenke zu einem Glas schalen Krätzers, den sie Grechen schimpften.

Die Wirtschaft war gut besetzt. An einem der Tische entdeckte Henericy Bekannte und stellte uns sie vor als Herrn und Frau Miny-Meisch sowie seinen Freund, Apotheker Abbi Kort, alle drei aus Luxemburg. Es freute uns, mit Hauptstädtern Bekanntschaft zu machen, und wir setzten uns zu ihnen.

Herr Abbi Kort stach so ganz von seinem Freunde Tit Henericy ab! Letzterer, der seine reichliche Advokatenmuße mit Jagd und Fischfang vertrieb (eines zarteren, aber nicht minder eifrig betriebenen Sports nicht zu vergessen), war in seiner schwarzbärtigen

Männlichkeit, seinen Wickelgamaschen und seinem Norfolkkostüm ein Bild urwüchsiger Kraft und Derbheit. Abbi hingegen saß reserviert lächelnd da. Er war glattrasiert und glattgeschoren, trug einen gutsitzenden Straßenanzug, braune Schuhe mit grauen Halbgamaschen, ein moosgrünes seidenes Taschentuch zuoberst in der Joppentasche und eine Nelke im Knopfloch. Augen und Mund waren etwas gekniffen. Er sprach langsam, wesentlich und schien allem Lauten abhold zu sein. Nur mit Frau Miny-Meisch ging er von seinem spleenhaften Wesen ab. Esmé — so redeten die Herren sie immer an, obwohl sie eigentlich Berthe hieß, wie ich nachher erfuhr — nahm auch mein Interesse gleich gefangen. Sie hatte Rede und Gebahren der Frau, die in jedem Augenblicke ihres Erscheinens Männerliebe erregt. Ihre Stimme war ein Girren. Gesicht und Körper zierlich, aber doch nicht von der Puppenhaftigkeit der Frauen, die man hierzulande nach einer bekannten Blume Pimpinellen nennt: sie war eher groß und mädchenhaft schlank, trotzdem sie die Dreißig überschritten haben mußte (sie hatte, wie ich nachher erfuhr, schon einen Sohn am Gymnasium). Die Hüften grade reif genug, aber für ihr Alter nicht frauenhaft üppig. Die Augen braun und groß und voll spielender Lichter. Um den feingeschnittenen Hals eine weiße Zephyrbluse mit Stuartkragen, und am Buseneinschnitt ein Kameo mit Frauenkopf. Darüber eine grüne Wolljacke. Die zarten nervösen Finger, die mit Brillantentropfen besät waren, legten sich beim Sprechen gern auf den Arm des Angeredeten. Abbi Kort lachte immer etwas glucksend, wenn er sich mit ihr unterhielt, und blickte sie oft und gerne an.

Esmés Mann, der etwas nachlässig hingespreizt war, zählte kaum mit. Blaß, sachlich und trocken, wie ein entschälter Lohheister. Er war Kaufmann und setzte sich immer als Zähler in irgend eine Operation, deren der Krieg so manche brachte. Wußte auch hie und da manch kluges Wort zu sagen, wenn von Tagesfragen, Kartoffelnot, Hamstern, Kriegsoperationen und Bomben die Rede war.

— Hu! machte Frau Esmé und legte diesmal ihr Brillantengeglitzer auf meinen Arm. — Ich glaube, wir tun besser, von Dommeldingen aus zu Fuß zu

gehen! Ich fürchte die Bomben so. — Sie fürchtete sie wirklich, denn ihre Finger bebten merklich. — Es ist wieder Vollmond wie damals.

— Ja, schaltete Herr Miny-Meisch, zu uns gewandt, ein, die Herren wissen nicht, daß wir in diesem Sommer, genau am 18. Juni 1915, um halb ein Uhr morgens, gerade aus dem Hotel gekommen waren und uns, als die Mordsdinger einschlugen, mitten in ihrem Treffkreis befanden. Unsere Kniee wackelten so merkwürdig, und einer nach dem andern schlug lang hin.

— Ach, sprich nicht mehr davon, Mischell! sagte Frau Esmé fröstelnd, es greift mich noch heute an! Gehen wir lieber ein bischen spazieren!

* * *

Gegen zehn Uhr saßen wir denn doch im Zug und rollten durch die silberlasierte Nacht. Es war eine verschlafen heiße Atmosphäre im Abteil. So standen Henericy und ich im Gang am offenen Fenster und ließen uns die laue Nachtluft wie eine Liebkosung um Kopf und Brust rieseln.

— Ja, wieder eine Nacht für die Bombenstreuer, hub er an. Der Kuckuck hole diese gespenstischen Segler des Äthers, diese fliegenden Holländer der Luft! Die Wolken rollen sich eben wie gereffte Segel vor dem Nordwind zusammen, und der staniolweiße Mond leuchtet ihnen wie ein Riesenreflektor auf bleichblauem Gewölbe. Phantastisch geduckt, mit schwarzen Umrissen, liegen die Ortschaften hier unten. Nur hie und da blinzelt ein Lichtlein verloren auf, und ein Raunen bricht murrend durch die Stille. So war es auch in jener Nacht, als die Säer des Unheils nun schon zum dritten Mal ihre Drachensaat über uns ausstreuten. In der Nacht vom 17. auf den 18. Juni! Ich weiß es noch wie damals, denn ich war mitten in ihrer Wurfellipse. Und die drinnen auch, fügte er mit zurückgebogenem Daumen hinzu. — Da ist einer, es ist mein bester Freund, dem wird's leider noch lange nachhalten! Er ist ein direktes Opfer jener Minuten! Die paar Feuertöpfe jener Nacht haben nicht bloß Wunden und Tod, zerklirrte Fenster und zerbeulte Pflastersteine auf dem Schuldkonto: auch Abbi Kort kann man darauf buchen, wie Mischell sagen würde.

— Abbi ist mein bester Freund, obwohl es nicht leicht zwei ungleichere Freunde geben kann. Immer häuslich, pünktlich, ja peinlich im Arbeiten, sorgfältig in seinem Äußern. Dem schönen Geschlecht gegenüber bis zu dem erwähnten Tage ebenso unerfahren, wie ich in diesem Punkte umtunlich und, nun, Sie wissen ja, mein Ruf ist gesichert... Nun führt meine Art mit Frauen wohl hie und da zu Torheiten, aber bewahrt doch vor der einen, großen, der Abbi verfallen ist. Wir haben uns von jeher gut verstanden. Er hat so seine Nücken und Eigenheiten, die ihm eigentlich in dieser Zeit rücksichtslosen Wettbewerbs für sein Fach schlecht geeignet machen. Ich komme übrigens mit andern Fehlern auch nicht besser zuwege, aber bei mir ist's schon Genießerfaulheit, und die denke ich noch zu überwinden. Abbi, der beste, fleißigste und zuverlässigste Kerl von der Welt, hatte immer etwas Dandymäßiges, fast Mädchenhaftes an sich. Glacéhandschuhe, Pariser Parfums, erstklassiges Schuhwerk! Hat auch eine Vorliebe für besondere Gerüche. So benutzt er zum Beispiel keine andern Streichhölzer als die alten rotgelben, des Schwefelgeruchs wegen.

— Am Abend des 17. Juni war ich mit ihm im Hotel X. Abbi geht keine dreimal im Monat in eine Schankwirtschaft, und wenn's geschieht, ist es immer nur der Gesellschaft zuliebe, die ihn sozusagen mit hineinzieht, nicht aus Spaß an der Sache, wie bei unsereinem.

— Nun, wir hatten am Spätnachmittag eine Fußtour gemacht und waren abends in der Avenue Freund Jempi Hoost begegnet, der uns nötigte, ein Glas mit ihm zu trinken. Ich glaube, er hatte ein gutes Geschäft gemacht, vielleicht war's auch ein Namenstag oder eine erfreuliche Kriegsmeldung, die er feiern wollte, der Einzelheiten erinnert man sich kaum mehr. Eine Flasche folgte der anderen, und dann war Mitternacht vorüber, und wir mußten aufbrechen, da der Wirt drängte. Herr und Frau Miny-Meisch, die wir damals noch nicht kannten, hatten an einem andern Tisch gesessen und gingen zu gleicher Zeit fort.

— Draußen auf dem Bürgersteig hatten wir uns schon die Hand zum Abschied gereicht. Hoost sprach zwar noch von einem Lokal, wo man durch ein besonderes Klopfen Einlaß erhielt — solcher gab es damals mehr

als je — und vor der Polizei sicher war. Aber Abbi war unerbittlich und wandte sich eben der Stadt zu.

— Da blieben wir alle wie gebannt stehen.

— Es kam wie ein leises Surren von Südwest. Dann erfolgte urplötzlich ein Knall, in kaum zweihundert Metern Entfernung. Wir standen stockstill und spürten das besondere Prickeln in den Haarwurzeln und das Rieseln im Rücken, das man gemeinhin als Gänsehaut bezeichnet. Eine Luftwelle schoß an uns vorbei, oben sauste ein Propeller, schlug ein schwarzes Flügelwesen sich vorwärts. Wir sahen einen weißen Feuerstreif, hörten ein Zischen und Aufprallen, diesmal in nächster Nähe, dann ein Krachen, wie wenn eine Eiche gefällt wird; spürten an den Augenlidern eine rotgelb aufschlagende Flamme, der viel Dampf folgte, und waren dann in einer furchtbaren Windwoge, welche alle, die noch nicht lagen, zu Boden warf. Das unvergeßliche Gefühl in den Knieen und Beinen — so müssen die Gebäude wanken bei einem Erdbeben! Und dann kam ein noch seltsamerer und grausigerer Ton. Wie wenn die Sturzwelle bei Sturmflut zurückschwingt und statt Singel und Sand lauter Glas am Molo aufschlagen würde. In dieses Klirren hinein dröhnten Schlag auf Schlag zwei andere Bomben, immer entfernter. Wir waren mitten in der Ellipse, und unser Herz hämmerte mit. Es war einem zu Mute wie dem, welcher unter dem Henkersbeil liegt, während der tötliche Schlag noch zaudert! Wir lagen an der Häuserfront gestreckt, und unser Leben und unsere Glieder konnten im nächsten Augenblick auch dem bösen Tier, das so elend spie, zum Opfer fallen. Wiederum das langgezogene, tausendfältige Klirren, diesmal auf den Straßen drüben. Dann hüllte uns einige Momente lang atemlose Stille ein. Das Flügelschlagen des Vogels Rock war nicht mehr zu hören. Ich schüttelte die Glassplitter ab und zog mein falsch gebogenes Bein gerade. Drüben schlug eine Rauchflamme aus dem getroffenen Hause; mehrere Menschen schossen trappelnd die Straße auf und ab.

— Im Ruck war ich auf und sah mit einem Ah der Erleichterung um mich. Sie lagen noch alle und hatten die Köpfe geduckt wie die Strauße, welche die Schnäbel in den Sand strecken, um dem Feind zu entrinnen.

— Einer von ihnen hatte wahrhaftig den Regenschirm aufgespannt (es gibt Leute, die ihn ihr ganzes Leben mit herum schleppen) und rief in einem fort : O Mamm ! O Mamm ! O Mamm !

— Frau Miny-Meisch aber lag — wie war's gekommen ? — in Abbis Armen und regte sich nicht mehr. Nur ein konvulsives Schluchzen zeigte, daß noch Leben in ihr war. Sie war bleich im Lichte des Mondes, aber ihre Lippen waren von der Röte der Belladonnabeeren. Abbi blickte mit weiten Pupillen auf sie, ruhig wie ein Liebender, der den Schlaf der Geliebten zu hüten hat. Eine seiner behandschuhten Hände war um ihren hohen gelben Schuh gespannt, der einen wirklich feinen Knöchel verriet.

— Feuer ! Feuer ! hallte es jetzt durch die Straße, und Dutzende eilten einem schon in Flammen auflodernden Hause zu.

— Zwei Leute tot auf dem Wallisplatz und ein Dutzend verwundet, rief ein Knirps, der dem Bahnhof zuschoß.

— Nun waren wir alle wieder auf den Beinen, selbst Frau Miny-Meisch, die sich auf Abbis Arm stützte und ihm dankbar zulächelte.

— Das ist gut abgelaufen, sehen wir was geschehen ist ! sagte ihr Mann mit flottem, sorglosen Lachen. Er hatte sich sachlich längs der Hauswand niedergeworfen. Hatte sich auch zuerst wieder ganz gefaßt.

— Wir kamen zugleich mit einem halben Hundert blasser, atemloser Menschen und einem halben Dutzend gewichtiger Militärs über Millionen Glassplitter auf dem Platze an. Zersplitterte Hausteine, zerbrochene Schiefer und glimmende Holzstücke lagen umher. Oben war man schon am Löschen. Eben sperrte man ab und führte einen Pfaffentaler am Kragen fort, der in das Haus eingedrungen und beim Stehlen erwischt worden war.

— Einige feldgraue Landsturmleute hatten sich ebenfalls hilfsbereit herbeigedrängt, und einer von ihnen rief einer Frau höhnisch zu : Da haben Sie's mit Ihren Franzosen ! — Taisez-vous ! rief sie erbost, si vous n'étiez pas ici, cela ne serait pas arrivé !

— Nun erfuhren wir erst, daß die Frau des Hauses erstickt in ihrem Bette aufgefunden war. Ein grausiges

Geschick! Die ganze Familie war verreist gewesen, und sie selbst war erst vor einer halben Stunde zurückgekehrt in der Absicht, am andern Morgen wieder in die Ferien zu fahren.

— Durch die Beize und das Wallen des Rauches hindurch zirpten die Grillen, läuteten von drüben die Unken, spürte man den Duft des Heues und der Rosenstöcke. Oben blickte der glimmernde weiße Mond mit den tausend blassen Sternen, unbewegt wie die Decke einer weiten Friedenshalle, und hier unten liefen Tausende von Menschen, aufgescheucht, neugierig und schwatzhaft, über Glasscherben hin und her, während andere Tausende in ihren Zimmern zerbrochene Scheiben, zerfetzte Vorhänge und Rolläden, zerbeulte Simse und Blumenbehälter wieder in Ordnung brachten.

— Nachdem wir Auge und Ohr so recht an allen Details geweidet hatten, nahm die Familie Miny-Meisch, mit der wir auf so ungewöhnlichem Wege Bekanntschaft gemacht hatten, uns zu einem Schlaftrunk in ihre Wohnung mit, die grade um die Ecke war. Frau Esmé mußte allerdings gleich ihr Bett aufsuchen, aber wir blieben noch lange auf, und Abbi hatte keine Eile mehr.

— Von diesem Abend an ist er unzertrennlicher Freund und Begleiter von Frau Esmé, mit ihrem Mann und ohne ihn. Schon am nächsten Tage war er dort, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und hat seither an keinem Tag versäumt, es zu tun.

— Er hat alles aufgegeben, selbst Freunde und Familie, um dieser seiner ersten Leidenschaft zu leben. Vielleicht auch zu sterben. Denn diese Frau zehrt an ihm und läßt, wie die Spinne, ihr Opfer erst los, wenn nur mehr der Balg übrig bleibt!

Wir waren in Luxemburg angekommen. Im Bahnhof lag ein Zug Kavallerie, der an die Front fuhr. Zwei der Burschen, mit rotem Fez auf dem Kopf, spielten Jahrmarktsmusik auf Schellentrommeln und Zimbelbecken.

Wir schritten durch die dunklen Straßen. Die Stadt türmte sich in dem hellen Mondschein schwarz auf. Nur hie und da flimmerte ein verlorenes Lichtlein in einer Kammer. Zwei verdächtige Gestalten tauchten

an einer Straßenkreuzung auf und verschwanden im Dunkel.

— Sind wohl Einbrecher, sagte Henericy, arme Kerle, welche die Not desperat und die Gelegenheit zum Diebe macht. Geschicke, welche der Krieg bringt : für Frauen und Mädchen der breitere Weg, für Männer der Schleichweg. Für alle, auch solche, welche die Not nicht würgt, das Krachen alter Fugen, das Brechen alter Hemmungen. Der alte Moralkitt hält nicht mehr ! Das ist, neben dem Schrecken der nahen Schlachten, was der Krieg bringt : die Lockerung aller Sicherungen, welche die Gesellschaft im Frieden gehalten haben !

Von Süden her hasteten die Suchlichter über den Himmel und erscholl das dumpfe Bullern der Abwehrkanonen.

* * *

Wie wahr Henericy prophezeit hatte, das erfuhr ich mit Schrecken einige Zeit nachher. In einem Giftmischerprozeß, der damals viel Aufsehen machte, hatten Abbi Kort und Frau Miny-Meisch sich wegen Mordes an dem Kaufmann Miny, Gatten der Angeklagten, vor den Assisen zu verantworten. Da die Tatsachen klar zu Tage lagen, wurde sie zu lebenslänglicher Haft und er wegen Mittäterschaft zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Er hatte ihr ein seltenes, langsam wirkendes Pflanzengift besorgt und war außerdem in den Augen des Gerichtes der Anstifter des Verbrechens gewesen. Er starb übrigens schon zwei Jahre nachher, ehe er seine Haft abgebüßt hatte.

Man verstand an dieser Affäre nicht, weshalb die beiden Mitschuldigen den Ehemann töten wollten, da er doch seiner Frau äußerlich nie ein Hindernis zu irgend einem Verhältnis in den Weg gelegt hatte. Man nahm allgemein an, und so erkannte auch das Gericht, daß Abbi Kort, bei seiner Ruhe und Kälte, unter dem Zwang einer Leidenschaft, die ihn jedes Halts beraubt hatte, der treibende Teil gewesen war, und daß Frau Miny sich erst nach langem Zögern hatte überreden

lassen, die Ausführung des Verbrechens in die Hand zu nehmen. Aber keines der beiden ließ je ein Wort darüber verlauten, und beide leugneten auch nach der Verurteilung hartnäckig ihre Tat. Doch überführte sie eine geschlossene Reihe von Indizienbeweisen und ein Brief als direkter Beweis. Sie waren auch innerlich gebrochen, ehe noch das Urteil gesprochen war.

Im Frieden wären sie wahrscheinlich über die Grenze gefahren und hätten sich anderswo niedergelassen, den Mann seinem Schicksal überlassend! Doch ist dies, bei dem eigentümlichen Charakter des Anstifters, auch nicht sicher. Es war für unsere ruhige Stadt ein aufregender Vorfall, selbst in Kriegszeiten...

— Werden den Kunden schon kriegen, bemerkte er laut zum technischen Gehilfen, der an der Wand neben ihm saß.

— Übrigens famoses Weib, die Schwarze neben ihm! fügte er im Flüstertone hinzu.

Jäschke nickte und lugte hinüber.

— Kebsweib, mit ihm gekammert, wie sie hier sagen.

Er hatte eine gemütlich plätschernde Rede, die immer im Gleichmaß pendelte. Die Worte seiner Vorgesetzten fing er auf, wie die Bauernburschen den Ring am Kirmeskarrussell. Er war baumlang, hatte eine grade, ehrliche Nase und hellblonde, gesträubte Brauen.

— Terrassenarbeiter Peter Mounck, fuhr er, gegen Wille gewandt, fort, früher in Esch, unzuverlässig, scharf zu überwachen.

— Gelegentlich fest anzupacken, fügte Westorfs dampfsägende Stimme hinzu.

— Werden ihm das Munckeln (pointiert) schon stecken, gab Wille den Ball zurück, froh, mit einem Bonmot in ein anderes Geleise zu kommen. Nur schade, daß wir nicht wählerisch sein können!

— Leider Menschenmaterial so knapp, daß man trotz der riesigen Löhnung solche Subjekte nicht entbehren kann, pflichtete der Ingenieur bei und sah immer auf Mouncks Begleiterin, die seinen Blick zu erwidern schien.

— Ah! die Dorfhebe mit unserer Flasche! bemerkte Wille. Wird wohl ein Kraut sein! Kraut, das krautig macht! fügte er hinzu und lachte schnoddrig über seinen eigenen Witz, während die Marie mit hartem Auftippen die Gläser eifrig kredenzte. Die Herren prosteten und verschraubten etwas die Mundwinkel.

— Eher Unkraut! lachte Westorf. Dabei kostet das Zeug 12 Mark! Aha! jetzt geht's wieder zum Tanz! Und auch der Mounck legt los!

Eigentlich wirbelte die Tanzmusik in einem fort. Unterbrechungen gab's nur in der Mitte jedes Tanzes, wo die Groschenbeiträge erhoben wurden, und am Ende, wo das neue Stück aufgesetzt wurde. Jetzt wo ihr knurriger Tischnachbar angetreten war, sahen die drei dem Tanze zu. Der Teil des Saales, in dem getanzt wurde, war wie ein Schwitzbad, in welches der Staub

# *Rache am Unrechten* *

DIE drei Deutschen tauchten in dem säuerlichen Brodem des Tanzlokals Ludig unter.

Der dicke Oberingenieur Wille herrschte das Serviermädchen an, Plätze zu besorgen. Ein gut gefleischter Hannoveraner. Geschnittener Vollbart. Müd verhaltene Augen mit dicken Brauen. Im Tone schnoddrig, ulkig, immer auf die Pointe aus wie der Pudel auf den Stein, den er apportieren soll. Übrigens in manchem Wissen zu Hause : aber das Wissen hatte nur seinen Geist mit seltsamem Schmucke bereichert, ohne seiner Seele eine trauliche Wohnstatt zu bereiten.

An einem Ecktisch fanden sich drei Plätze. Es war schwer, sich hineinzuquetschen, denn die Stühle hatten hohle Rücken und bogen nach oben aus. Ein angeheiterter Bursche, der eben auf seine Begleiterin einsprach, war etwas säumig, ihnen Platz zu machen. Wille, der in ihm einen seiner Arbeiter erkannte, fuhr ihn an : — Könnten wohl etwas fixer machen, Mann ! Wir wollen da durch ! Der Arbeiter feixte und kehrte ihnen breit den Rücken, indem er einmal ausspuckte.

Ingenieur Westorf, Willes Begleiter und Assistent, hämmerte mit dem Stock auf den Bohlentisch. — Weibsbild hätte auch auf die Bestellung warten können ! schnarrte er, Bande das ! Er war Rheinländer, Burschenschaftler Wilhelminischer Tradition; anfangs Vierziger ; bartloses Gesicht mit Kneifer ; harte Stimme, die immer pochte, heischte und anzuraunzen schien. Berufsbissig wie eine Dampfsäge. Die Unbotmäßigleit des Arbeiters seinem Vorgesetzten gegenüber reizte ihn, forderte ihn persönlich heraus.

---

*) In Joe Squibbles Goldbuch II unter dem Titel « Die Wende » erschienen.

— Werden den Kunden schon kriegen, bemerkte er laut zum technischen Gehilfen, der an der Wand neben ihm saß.

— Übrigens famoses Weib, die Schwarze neben ihm ! fügte er im Flüstertone hinzu.

Jäschke nickte und lugte hinüber.

— Kebsweib, mit ihm gekammert, wie sie hier sagen.

Er hatte eine gemütlich plätschernde Rede, die immer im Gleichmaß pendelte. Die Worte seiner Vorgesetzten fing er auf, wie die Bauernburschen den Ring am Kirmeskarrussell. Er war baumlang, hatte eine grade, ehrliche Nase und hellblonde, gesträubte Brauen.

— Terrassenarbeiter Peter Mounck, fuhr er, gegen Wille gewandt, fort, früher in Esch, unzuverlässig, scharf zu überwachen.

— Gelegentlich fest anzupacken, fügte Westorfs dampfsägende Stimme hinzu.

— Werden ihm das Munckeln (pointiert) schon stecken, gab Wille den Ball zurück, froh, mit einem Bonmot in ein anderes Geleise zu kommen. Nur schade, daß wir nicht wählerisch sein können !

— Leider Menschenmaterial so knapp, daß man trotz der riesigen Löhnung solche Subjekte nicht entbehren kann, pflichtete der Ingenieur bei und sah immer auf Mouncks Begleiterin, die seinen Blick zu erwidern schien.

— Ah ! die Dorfhebe mit unserer Flasche ! bemerkte Wille. Wird wohl ein Kraut sein ! Kraut, das krautig macht ! fügte er hinzu und lachte schnoddrig über seinen eigenen Witz, während die Marie mit hartem Auftippen die Gläser eifrig kredenzte. Die Herren prosteten und verschraubten etwas die Mundwinkel.

— Eher Unkraut ! lachte Westorf. Dabei kostet das Zeug 12 Mark ! Aha ! jetzt geht's wieder zum Tanz ! Und auch der Mounck legt los !

Eigentlich wirbelte die Tanzmusik in einem fort. Unterbrechungen gab's nur in der Mitte jedes Tanzes, wo die Groschenbeiträge erhoben wurden, und am Ende, wo das neue Stück aufgesetzt wurde. Jetzt wo ihr knurriger Tischnachbar angetreten war, sahen die drei dem Tanze zu. Der Teil des Saales, in dem getanzt wurde, war wie ein Schwitzbad, in welches der Staub

einer Dreschtenne in breiter Schwinge gewirbelt wird. Schleifen und Tapsen, denn alle, selbst die paar näsigen Städter, die ins Nachbardorf gekommen waren, trugen genagelte Kriegsschuhe. Die Musik gellte, gröhlte, schien zugleich mit den Schuhen zu stapfen. Man hatte eigens, der vielen Arbeiter wegen, die an der neuen Bahn arbeiteten, ein Orchester aus der Stadt verpflichtet : zwei erste Geigen, eine zweite, ein Cello und einen Pianisten. Der Cellist, der, trotz der Hitze, sein scharlach-violettes Seidenhalstuch nie abnahm, sammelte die Groschen. Die Erträge waren gut: es kamen an einem Abend über 200 Franken ein, bei freier Bewirtung für die Musikanten. Obwohl es erst auf zehn Uhr ging, war der Saal stickvoll. Die Burschen legten die gespreizten Finger um den Rücken der Partnerinnen, die Mädel kosten mit den schweißigen Händen den Hals ihres Tänzers. Der Saal schwelte, die Gesichter hatten rote Klexe.

Mouncken Döm tanzte einen rasenden Linkswalzer mit seiner Begleiterin. Die Virgie fiel allgemein auf mit dem schwarzen Haarhelm, den Ponylocken über der niederen Stirn, dem breiten Lächeln in dem etwas knochigen Gesicht, besonders aber durch den wunderschönen Hals, der von der weißen, tiefgeschnittenen Seidenbluse mit aufreizender Zierlichkeit abstach.

Als sie an ihren Tisch zurückgingen, er mit der harten Arbeiterhand um ihre Taille, kam schon ein anderer sie engagieren. Und während Döm an seinem Tisch vor sich hinstierte und dem Viez mehr als nötig zusprach, ging sie von Hand zu Hand, und ihr blendender Hals war von Schweiß lackiert. Auch die paar städtischen Commis scherwenzelten um sie, obwohl sie instinktiven Respekt hatten, wenn es sich um «einem Arbeiter seine» handelte.

Döm lehnte in seinem Stuhl zurück und sah mit vollen Augen in den Dunst an der Saaldecke und um die Hängelampen. Er ruckte sich jäh auf. Die Musik hatte wieder eingesetzt, und er wollte tanzen. Er riß zwei Mädchen auseinander, die zusammen tanzten und umfaßte die eine. Sie wagte nicht, nein zu sagen, denn auf dem Dorfball gilt jede Weigerung als Beleidigung. Sie sprach französisch und sah einem Titi oder Eichhornäffchen nicht unähnlich. Dazu war sie parfümiert ;

der Geruch bäumte auf, und ein Zweig davon kitzelte seine Nüstern. Da ließ er sie stehen, ehe die erste Hälfte des Tanzes um war.

Im Vorbeigehen sah er, daß seine Virgie mit dem preußischen Ingenieur tanzte, der die bölkende Stimme hatte, und daß sie äußerst anschmiegsam war, während der andere auffällig bemüht war, ihr schönzutun. Mit einem Griff hatte er sie weg und winkte ihr, mit ihm zurückzugehen.

— Frechdachs, gemeiner Bengel! zischte Westorf, und es klang wie eine Knarre. Das erste nahm Döm nicht als Beleidigung auf, da er es nicht verstand, und das zweite hörte er nicht mehr. Westorf wandte sich mit einer Verbeugung an die Französin, die noch dastand, aber sie kehrte sich weg, und er kam, von Ärger gespannt bis zum Zerspringen, zurück, indem er mehrere Male vor sich hin murmelte: Warte, du Knote!

Seine zwei Begleiter standen in der Mitte des Saales, fertig zum Gehen, und winkten ihm. Draußen ratterte das angekurbelte Auto. Westorf sagte, er wolle bleiben, das Auto solle um zwölf oder halb eins zurückkommen. Jäschke, der als Sumpfhuhn bekannt war, blieb bei ihm. Sie sahen zu, wie das Auto schnaubend ansetzte und dann leichtstößig wie ein Falk in das Dunkel stieß.

Der Kirmeslärm tobte um das Lokal Ludig, das jetzt das Zentrum der Ortschaft zu sein schien, schleuderte durch die Straßen, torkelte um die Häuser, pochte an die Fenster wie ein Mahner und verlief sich in den Ausläufern der Ortschaft leise und sanft wie eine Nonne. Der Viez, der in diesem apfelreichen Kriegsjahr das billigste Getränk war, hatte die Leute schwer und streitbar gemacht. Er war prickelnd süß und leicht und hielt einen lange aufrecht. Aber auf die Dauer machte er sinnlos betrunken und warf einen um wie einen Sack Kartoffeln, der das Übergewicht hat.

Die zwei Deutschen traten ins Lokal Ludig zurück. Standen am Comptoir. Westorf warf seine Augen wie Angelruten durch das ruhelose Auf- und Abwogen des Saales. Sie hafteten zufrieden an dem Anbiß von Virgies Augen. Die Beute war sein, sie würde auch geländet werden! Die Aufregung des Tanzes durchpurpurte ihre Lippen und sprühlte wie Berylle in ihren

Augen. Westorf tanzte der Reihe nach mit einigen Ladenmädchen, die nicht so giftig auf die Deutschen waren wie die Französin und tauschte gelegentlich einige Worte mit Virgie. Mit ihr tanzen wollte er nicht, bis ihr Galan noch betrunkener wäre. Jäschke war nur einmal an den Kreis der Tanzenden herangetreten und hatte sich von seiner Höhe aus das Gewimmel angesehen. Dann war er ans Comptoir zurückgekehrt, hatte sich zuletzt einen Schemel dorthin geholt. Und lächelte und trank. Oder gluckste hie und da auf, wie eine Henne, die am Scharren ist.

Döm hatte noch einige Schnäpse hinunter gegossen und war dann hinausgetrendelt. In ihm kochte und wühlte es wie in einem Wasserkessel, grade ehe das Summen und Brodeln kommt. Die Röte glühte in seinem Gesicht, und über der Nase stand die Wurzelfalte wie ein Keil, der zwischen die Wangen eingetrieben ist.

In das Schwarzdunkel der Nacht ergoß sich der Nebel, wie Absinth, der ins Wasser tropft. Die Straßenlaternen stachen von drüben in den Vorderhof. Es wurde hier schon öder und ruhiger. Er dachte an den verfluchten Preußen und lockerte die Klinge seines stets bereiten Dolchmessers vom Querbügel. Die feine Kühle ließ er über seine Hand gleiten und spürte die mordliche Spitze wie ein freundliches Wesen.

Die Zeit wurde ihm lange. Vom andern Ende des Dorfes hallte die Marseillaise herüber. Döm nahm seine Taschenuhr und merkte ihren metallischen Puls an dem dünnen Lid, konnte aber keine Zeit feststellen. Ein Auto polterte vorbei, Widerhall weckend. Zwei Burschen kamen aus dem Saal, und ihr Gespräch kletterte und fiel wie die Glaskugel im Springbrunnen. Döm stand im Dunkel und döste etwas.

Dann kam ein Hall in ihn. Die zwei Burschen waren weg. Auf der Vortreppe standen Westorf und Virgie im Schein der Flurlampe. Er flüsterte ihr etwas ins Ohr, und sie sagte: Ja, Herr Westorf! Der Galan drückte sie quetschend und küßte sie schmatzend. Im Husch war sie wieder hinein, und der Preuße kam dicht zu Döm heran und stand an der Hofmauer, den Rücken gegen ihn. Aber Döm war gelähmt und hilflos wie ein Kind. Als die Lähmung schwand, war der andere

schon ins Lokal zurück. Der Schuldige war ihm entwischt!

Da kam der Lange, der immer lächelte. Er gluckste vor sich hin und murmelte: Die Vöglein im Walde, die sangen so wunder-, wunderschön! Im nächsten Augenblick sank er, von Döms Casse-tête getroffen, zu Boden, mit einem Ach! das so zufrieden klang, als sei ihm das Glück über den Weg gekommen. Döm zog ihn in den Verschlag daneben und tat ihn mit dem Messer ab wie ein Tier. Dann spuckte er dem Toten einen schokoladefarbenen Spritzer ins Gesicht, und wischte das Messer an dessen Hose ab.

Im Westen klapperte die Mühle des Trommelfeuers monoton wie das Treibrad einer Zentrale. Der Sterne weiße Tupfen flimmerten leise wie Flammen, die von kapriziöser Hand unregelmäßig gesteckt sind und vom Atem leise bewegt werden.

Die bösen Geister der Trunkenheit schienen einen Augenblick von ihm gewichen zu sein. Er warf das befleckte Messer in die Jauchgrube des Nachbarhauses und tauchte im Nebel unter wie ein Stein im tiefen See.

# Hamsterfahrt zu Mumm Anelets

ICH hatte sie eigentlich immer nur in der Stadt gesehen, und zuletzt zur Oktave 1914, kurz vor dem Krieg.

Klein, rund und plumplich, mit schwerem knochigen Gesicht; ihr dünnes Haar unregelmäßig geschieden und am Hinterkopf in eine Schnecke, einen sogenannten Wutz, gewunden; laut und unangenehm: das war sie, und all das unterschied sie vom Rest der Menschheit.

Sie kam jedes Jahr einmal zu mir, und das war am Morgen des Tages, wo ihre Dorfprozession zur Stadt kam. Sie trank Kaffee mit mir und tat es dem Anschein nach, um die Familienbande neu zu knüpfen, aber sicher auch aus Sparsamkeitsrücksichten. Jammerte immer, hielt nicht viel auf die Städter, am wenigsten auf die dicken Herren, die Dicken, wie sie sagte, die dem Volk was weismachten und allesamt nichts taugten, denn einem armen Menschen gäben solche Leute nie einen Centime. Der Haß, der sich beim gedrückten Bauern in jahrhundertelanger Fron angesammelt hatte, klang in bösartig unangenehmer Form in ihr nach.

— Was würden Sie denn tun, wenn Sie *es* hätten? hatte die kleine Gita, meine Nichte, einmal gefragt, denn sie hatte eben die Parabel vom reichen Prasser und vom armen Lazarus gelernt.

— Helfen, mein Kind! hatte sie heiser lachend geantwortet, helfen wo man kann! Aber das können die nicht, die *es* haben! Und die Städter überhaupt nicht! Denn ihr wißt ja nicht, wo der Schuh euch drückt!

Es war das dumpfe Aufbegehren einer kommenden sozialen Umwälzung und der alte Neid des Dörflers gegen den Städter, der damals noch anders gekleidet

war, anders lebte, fühlte und handelte wie die draußen auf dem Lande.

Nun hatte ich im zweiten Kriegsjahr – 1915 – Mumm Aneleis nicht zur Oktave gesehen, hörte aber, daß sie ihre Stadteinkäufe bei mir abgegeben hatte, damit der Botenwagen sie abholte. Ihre Schinkenbrote, harten Eier und Torten hatte sie zum Vieruhrkaffee vor den verlangenden Blicken Gitas verzehrt und die Reste als schönen Dank hinterlassen. Tempora mutantur! Die Welt ist rund und muß sich drehen; was oben war, muß unten stehen! So dachte ich, aber zugleich erinnerte ich mich an die ehemaligen sozialen Prinzipien der Mumm Aneleis, als ich mich, trotz der schlechten Bahnverbindungen, im folgenden März — er war für die Städter besonders hart — entschloß, zu Mumm Aneleis hamstern zu gehen. Butter, Eier, Schinken! Dafür konnte man schon die entfernteste Verwandschaft, ja weitläufigste Bekanntschaft aufsuchen und ihr schön reden, ja schön dienern!

Von Ettelbrück zieht sich das Atterttal breit, sanft geschwungen nach Westen, im Fernbild kaum so tief wie eine Brotmulde. Die umbuschte Attert ist bald glatt und verträumt, bald eilt sie im Gefälle mit lautem Anlaufen und gerunzelter Haut dahin. Weite Dörfer im Buntsandstein. Einstöckige Häuser, klargliedrige Fensterreihen mit Keilsteinen, Türen des achtzehnten Jahrhunderts, Etagendächer, französische Inschriften aus belgischer Zeit. Im Innern Treppengehäuse, die den Spind umschließen, Wandschränke voll von altem Hausrat. Leute mit der Breite und Behaglichkeit dieser breiten, behaglichen Dörfer und Flecken...

Mumm Aneleis wischte sich die Hände an der Schürze und die Schürze an den Lippen ab und kam mir breit und wohlwollend entgegen. Sie war besser gekleidet als früher, hatte wahrhaftig einen imitierten Schildpattkamm mit Similibrillanten in der Haarschnecke. Aber Rock und Bluse aus der Stadt — sie hatte von der alten «Kleidung» zur Bluse hinübergewechselt — standen ihr, in dem heimischen Vergleich, wie der Kuh der Sattel!

— Bonjour, Madame Britz, rief ich, Sie sehen, ich halte Wort und komme Sie auch mal besuchen!

— Bonjour, Cousin, antwortete sie und streckte mir die fleischige Hand entgegen, dann kommt Ihr euren « Schaden » wieder holen ! — Sie gebrauchte den landläufigen Ausdruck, um zu sagen, daß man vom Gastgeber zum Gaste wird. — Dann kommt, dann nehmt Ihr zunächst im Knochenkörbchen mit, was Ihr tragen könnt ! Es sind auch noch andere Gäste hier !

Ihr Lachen war rostig und engbrüstig, ihr Bauernwitz trocken verletzend, grade heraus, « knuppig, fluppig », wie ihre Gestalt.

Wir gingen in die Stube, sie voran. Eine niedere Stube mit tiefen Fensterbrettern und vorspringenden Deckbalken. Eine geschnitzte Standuhr des achtzehnten Jahrhunderts. Ein « Tâkeschâf ». Die sonstigen Möbel und Wandbilder moderne Alltagsware. Der Kolonnenofen — es war kalt — in voller summender Tätigkeit und die Atmosphäre muffig, als ob hier niemals gelüftet würde.

Um den runden Tisch, auf dem eine Wachstuchdecke lag, saßen mehrere Personen in kauender Tätigkeit, dicke Porzellantassen mit Kaffee vor sich, Butterbrote mit Kochkäse, Fruchtgelee oder Schinkenschnittchen neben sich und teilweise aufgegessen.

— Seht Ihr, wie sie in die Raufen eintun ! rief Frau Aneleis mir lachend zu. Man meint Kühe und Öchslein zu sehen, die aufs Fettsein gefüttert werden ! Dann greift zu ! Märrie, gib dem Herrn einen Stuhl und eine Tasse !

Marie, die Tochter des Hauses, war eine hochbusige, braunäugige Dorfschöne. Etwas zu knochig und schwertretend, aber markant. Die Augen waren hell und wissend, fast kokett herausfordernd.

— Jetzt kommt alles zum Bauer, sagte Mumm Aneleis zu den andern, als ich ohne weitere Vorstellung Platz genommen hatte. Der Herr hier aus der Stadt ist auch gekommen, um sich als Knecht zu verdingen ! Will zuerst die Kost schmecken ! Wenn's ihm geht, hilft er morgen mit in der Gewanne ! Ja, der Herrgott hat allerhand drollige Kostgänger auf der Welt, aber keine, die nichts essen, nicht wahr, Cousin, sagte sie, wieder, zu mir gewandt, mit ihrem rostigen Lachen.

Die andern sahen sich den absonderlichen Bauerndienstkandidaten an und schmunzten über den Witz.

— Das hier, fuhr Mumm Aneleis in der Erklärung fort, die sie mir gegenüber angefangen hatte, sind meine Kostgänger aus der Minettsgegend. Die habe ich jeden Brottag hier. Das ist meine Tochter Kett und ihr Mann, und das ist der Sprößling!

Der Sprößling war ein Bube, der grade aufgestanden war, fest aufstapfte, frei um sich blickte und Nüsse knackte.

Ich drückte meine Zufriedenheit aus, die Familienmitglieder der Cousine kennen zu lernen.

— Bei uns ist das Essen aber auch greislich, nahm der Eidam jetzt das Wort. Kein Essen, sondern ein Fressen! Kein Auge Fett oder Schmalz auf den Speisen! Kohlrabis, die pelzig sind und kratzen wie eine Bürste! Da kann die Alte schon mal beisteuern!

Er hatte Stiefel an den Füßen, eine fettige Locke über der Stirn und ein verwittertes, unfeines Gesicht.

— Ja, es kommt uns doch auch zu, mischte sich jetzt Kett ebenfalls ins Gespräch. Sie mußte etwas zur Rehabilitation ihres Hausstandes tun, einem Fremden gegenüber! Da sie sich mit der Zunge anstieß, sprach sie nicht gern. Ihr langes Gesicht hatte rote ausladende Backen, welche die Augen klein gestalteten. Ihren plumpen Sammethut hatte sie aufbehalten. — Wir sind doch vom Haus wie die andern, wie die Märri und der Pier, Mamm!

— Sprich mir nicht von denen, sagte Frau Aneleis, jetzt etwas barsch geworden. Ihr bekommt ja alles, ich nehme nichts mit in die andere Welt! Greift zu!

Und sie legte mir wieder dicke Schinkenschnitte auf den Teller.

— Ja, wenn ihr mich nicht hättet, könntet ihr euch den Gurt anziehen! flötete Mumm Aneleis das Gespräch weiter, indem sie sich jetzt auch setzte und sich eine Jatte Kaffee ausgoß. — Wenn wir als Kinder sagten, wir wollten keine Rüben essen, dann sagte unsere Mutter: Ihr Luder werdet noch Hagedörner fressen!

— Seid doch verständig, Mutter, knurrte die Kett, bei fremden Leuten so zu reden!

— Ja, jetzt kommen die Städter haufenweise zu uns, fuhr sie halb erbost fort, Kartoffeln, Butter und

Eier holen ! Und wenn sie's nicht bekommen, nehmen sie sich's halt ! Der Pastor hat ja auch noch letzten Sonntag gepredigt : Wer hungrig ist, soll sich's nur nehmen ! So stehe es in der Bibel ! Aber der Pastor soll sich in acht nehmen ! Das Nehmen ist noch immer verboten, und die Gendarmen sind auch noch da, um die Langpfoten zu fassen ! Auf dem Pferdchenspiel und im Cinematographen da fehlt die Sorte nie, da ist's immer voll !

— Schämt euch, alter Geizkragen, fiel jetzt der Eidam ein. In Düdelingen hat eine Frau mit ihren vier Kindern eine Woche lang von gestohlenen Kohlrabis gelebt. Hatten die denn nicht recht zu stehlen, wenn sie sonst nichts zu reissen und zu beissen hatten ? Die « krustigen » Bauern ! Ein Feld Kohlrabi und Runkeln bringt ihnen jetzt in einem Jahre mehr ein, als es wert ist ! Die Werke kaufen alles auf, was sonst zur Viehernährung diente ! Dann wird das alles in einen Kessel geworfen und gekocht, und das soll man dann fressen ! Nein ! Eher wird noch drein geschlagen !

— Chemineaureden ! die Bauern müssen auch leben, gelt ? erwiderte Mumm Aneleis schreiend. 100 Gramm Fleisch und 200 Gramm Brot genügt nicht für unsereinen ! Maja ! Und die Zentrale ! Hast du nicht gesehen ! Da hatte ich ein Gesuch machen lassen von unserm Redinger Eidam, für die Kirmes ein Schweinchen schlachten zu dürfen. Die Erlaubnis kam erst am Kirmesdienstag ! Da beschloß ich, es noch zu halten bis zum Herbst. Nun sagen sie, ich müsse es gleich abtun, die Erlaubnis werde nicht rückgängig gemacht !

— Schlachtet es ruhig, Mamm, wir werden schon fertig damit, sagte Kett. Wir gehen jetzt ! Wir müssen noch anderweitig zur Familie auf Besuch ! Das Körbchen ist ja fertig !

— Ja, geht, geht, und kommt nicht zu schnell zurück ! Wir werden auch fertig ohne euch ! Edjes !

Als sie gegangen waren, fuhr Frau Aneleis in ihrer Klage fort : Da haben wir meine andere Tochter und den Eidam in Redingen. Er « hört » nach Mondorf und ist in Redingen angestellt. Ich kaufte ihnen zur Heirat für 2.000 Franken Möbel, und sie hielten drei Tage lang Hochzeit. Die kommen mir nicht nur mit Körben alles nehmen. Da hatte ich für 10.000 Franken Land

gesteigert, das hat er mir abgepachtet, aber er vergißt den Pachtzins zu bezahlen. Und er hat sich eine Geiß und Hühner und Kaninchen zugelegt, und ich habe ihm im Herbst einen Wagen Grummet geliefert, den er auch nie bezahlt hat! Und dann nagen mir die andern das Herz ab, die Escher, die Märri und der Pier. Ach je! Ach je! Der Krieg! Sie seufzte.

Ein barscher Schritt. Es klopfte und öffnete zugleich.

— Guten Tag, Herr Brigadier! Sie stand auf und ging ihm entgegen.

Der Brigadier trug blaurote Schulterschnüre, weiß und rot verbrämte Armlitzen und eine orangefarbene Koppel am Säbel. Er hatte einen Schnauz, der wie zwei buschige S am Munde herunterhing, und eine «Mücke» an der Unterlippe. Das Gesicht sonnverbrannt, der Nacken hart wie geborstenes Erdreich.

— Guten Tag, die Herrschaften! Ist der «Fils» nicht hier?

— Nein, Herr Brigadier! Den ganzen Tag nicht hier gewesen!

— Sagt ihm, er soll machen, daß die Kirche im Dorf bleibt! Guten Abend!

— He, Märri, gib dem Herrn Brigadier ein Tröppchen!

Märri war schon draußen, während der Brigadier ein lautes «Nein! Nein!», ich muß gehen, hereinrief, aber draußen doch noch Zeit fand, der Märri Bescheid zu tun.

— Härgott deine Welt! diese Kinder! seufzte Frau Aneleis. Was hat der Herr Brigadier jetzt wieder mit dem Pier? Als man die Kinder zur Kommunion hatte, war man froh, daß sie in den Gewinst kamen! Und jetzt hat man doppelte Sorgen, mit den Verheirateten wie mit den Ledigen! Man gewinnt ja jetzt Geld «wie Bach», aber die Steuern, die Scherereien! Ich werde noch «geckig»! Es bringt mich ins Grab!

Märri kam zurück, und es wurde jetzt Zeit, daß ich auf die Socken kam. Ich bekam nichts ab, sollte aber am nächsten Sonntag kommen, man würde mir beiseite legen, was es gäbe und was die Nimmersatten nicht nähmen!

Im Wartesaal des Café de la Station traf ich den Brigadier Graas an, und von ihm hörte ich Genaueres über die Sorgen von Frau Aneleis.

Ihre zwei Söhne hatten sich seit dem Krieg auf den Pferdehandel und nebenbei auch auf den Pferdeschmuggel geworfen. Frin, der älteste, war auf einer nächtlichen Streife, wo der Posten ihm dicht auf den Fersen gewesen war, in der Sauer ertrunken. Der zweite trieb den Handel weiter und gewann schweres Geld. Das letzte Jahr war der Haushalt der Mumm Aneleis auf 50.000 Franken Einkommen besteuert gewesen, und das war nicht zu hoch taxiert. Aber Pier war auf Wege geraten, die ihn auf die Dauer zugrunde richten mußten. Von hundert Pferden wurden ihm mal dreißig abgenommen, aber an dem Rest machte er sich reich. Jedoch die Nachtwachen, die Aufregungen und Strapazen hatten ihn aus dem Gleichgewicht gebracht : Trunkenheit, Spiel, Schlägereien füllten seine freie Zeit aus. Er trank in den Grenzkneipen Burgunder und Champagner und spielte Hazardspiele um hohes Geld. Man erzählte sich, daß er bei einer Gelegenheit sich die Zigarre mit einem Fünfmarkschein angezündet hatte. Aber es werde ihm aufgepaßt. Nächstens würde er mit der Obrigkeit zu tun bekommen und nicht gelinde davonkommen ! Die Anweisungen von Luxemburg seien neuerdings äußerst streng geworden. — — Ja, die Mumm Aneleis hatte nicht viel Glück mit ihren Kindern und nicht viel Freude an ihrem Reichtum. Die jüngste Tochter hatte sich an einen Landstürmer gehangen, und die Leute sprachen offen davon.

— Und der Alten, setzte Brigadier Graas hinzu, gönnt man schon alles Kreuz und Leid ! Denn die hat immer, so dick freigebig sie auch zu Hause tut, den Sester Kartoffeln, das Dutzend Eier und das Pfund Butter eine Mark höher verkauft als die andern, und wenn sie's nicht von den Landsleuten bekam, setzte sie es an die Ausländer ab. Nun hat sie's mit ihren Landstürmern ! Ihr geschieht nur ihr Recht !

Ich konnte am folgenden Sonntag nicht hinfahren, und zehn Tage später hörte ich von dem vorzeitigen Tode der Mumm Aneleis. Die zwei Eidame samt ihren Frauen waren mit dem Sohn und der ledigen Tochter in Streit geraten, wobei es zu Tätlichkeiten kam. Die Alte hatte selbst mit eingegriffen und war dabei an einer Synkope verschieden. Ich ging zu dem Leichen-

begängnis, bekam aber nicht mal das Paket Lebensmittel mit, auf das man in diesen Zeiten so versessen war, denn alles Eßbare mußte zu dem pompösen Leichenschmaus herhalten, dem man des Dorfes wegen nach dem Leichendienst gab.

Kriegsgewinne! Neuer Reichtum ist schwer zu tragen! Diese Wahrheit wurde mir jetzt klar in einem Schicksal, das sich in dieser oder jener Variante tausendfältig einstellte, zu einer Zeit, die das Schicksalsreifen von Generationen hastig und unordentlich überbrückte oder vielmehr übersprang. Vielleicht nirgends so sehr als in unsern Dörfern!

# Das Sonntagskind und die Weise Frau*

DIE Boy-Scouts schritten tapfer aus. Im Tritt und singend, die Späherpatrouille in Kettenformation voran. Zu Häupten neben dem Fähnlein ein kraushaariger Knirps, der seine Mittelachse immer senken mußte, um beim Schritthalten seine zwei Stützpunkte weit genug auseinander zu bringen... Kaum acht Jahre alt, die langen Locken unter dem Cowboy-Hut blond wie gebleichtes Stroh. Der Glücksjunge der Truppe: die «Mascotte», wie sie immer sagten.

Die Zinkhörner bliesen gellend in die ruhige, summende Herbstluft.

Der Angriff galt zwar nur einem gastfreundlichen Gehöfte, das auf der jenseitigen Kuppe weiß blinkerte und seine Tore willig öffnen würde. Aber Zinkenisten sind wie die Cikaden! Sind zur Zeit und zur Unzeit zu hören, aber immer laut, ob's frommt oder schadet!

Es staubte auf den Schieferstraßen. Die Septembersonne strahlte brütend und schweißtreibend. Die Lippen der Kleinen waren weißblau und staubig, und Perlen krochen auf den fettglänzenden Stirnen. Aber sie hielten tapfer aus. Im kurzen, scharfen Hall des gemeinsamen Schrittes.

Die Höhen rauchten. In scharfer Beize zogen die Höhenfeuer der Saangen ihre grauen Strähnen in den blauen Himmel, der ihre obersten Fetzen gleichmäßig aufsog. Zeichen des Krieges! Im Frieden waren die struppigen Schälwälder allmählich verkommen, weil sie nicht mehr genug abwarfen, und die Saangen, die

*) Im Volksbildungskalender 1918 unter dem Titel «Krollekes» erschienen, mit anderem Schluß.

alten Wahrzeichen des Herbstes, waren in Vergessenheit gekommen. Aber der Krieg hatte die Lohhecken neuerdings zu Goldgruben gemacht. Hatten doch manche Gemeinden infolge des Ertrages der Gemeindeschälwälder ihren Einwohnern die Steuern erlassen können! Und die Bauern häuften Schätze und Scheine. Die gekappten Lohhecken waren kleine friedliche Schlachtfelder: alles niedergehauen bis auf einige hohe, nackte Stümpfe, die «Merk- oder Grenzbäume», die in Zwischenräumen aufragten, Laub und Zweige davon wirr bis an den Weg gehäuft.

Die Früchte der Ebereschen glühten zinnoberrot. Reiche, weite Felder schoben sich heran, das Anzeichen des nahen Dorfes. Die Kartoffeln grünten dunkel. Es war ein späteres Jahr, als man je erlebt hatte. Obwohl es die letzte Woche im September war, stand noch der Hafer in seinen stattlichen Haufen, auf «Husaren», wie sie droben sagen, mit Quergarben zu oberst. In der Schweiz heißt es nicht zu unrecht: «Haberjahr, Schaberjahr»: das Jahr war gut im Hafer, aber sonst herzlich schlecht. Der Grummet stand noch auf «Häpp», und dazwischen waren schon die Herbstzeitlosen üppig emporgeschossen. Und weiße, eirunde Pilze leuchteten auf, denn es war auch ein Pilzjahr wie kaum zuvor! Nüsse und Brombeeren lugten verlokkend von den Rainen herüber. Die würde man morgen schon finden, meinte ein flink blickender «Tenderfoot».

Eine abgebrannte Ginsterhalde war ganz mit Brombeerstauden überwachsen, so daß der Ginster davon überwuchert war. Nur ein heißer Sommer konnte den mächtigen Rutenbüscheln und ihrer goldbetupften Glorie die Übermacht über die wuchernden Stauden zurückgeben. Kampf ums Dasein!

Die Sauer! In weiter Schleife brach sie sich zwischen Schieferscharten und Lohhecken durch. Dazwischen platteten sich gemähte Wiesen oder Wildkornstreifen wie Flicken in dem dunkelgrünen Baumgelock. Einige Hühnerhabichte kreisten oder hingen unbeweglich in der fernsichtigen Luft, um die laute Schar unten zu beobachten, und ließen sich auch durch einige zum Scherz auf sie angelegte Stöcke nicht verscheuchen. Auf den hartbrüchigen Schieferfelsen nickten hochstielige Königskerzen und purpurgefleckte Digitalen.

Um die Kehre der Landstraße, die mit quarzglimmernden Steinen besetzt war, erschien jenseits der Sauermulde das Dorf in langgestrecktem Hang. Die Häuser waren breitbehäbig und schimmerten in weißem Bewurf. Einige duckten sich an der Windseite unter struppige Schutzbaumreihen. Mit Donnerkraut überwachsene Strohdächer sonnten sich abseits in Nutz- und Obstgärten. Häuser und Höfe längs der Landstraße blähten sich in stattlichem Aussehen. Der Schiefercharakter der Gegend war in allem sichtbar: Bausteinen, Traufen, Fliesen, Giebeln, Straßen und Schotter. Kuhkot bedeckte die Straße, lange, zerwühlte Dungstätten machten sich vor dem Eingang der Häuser breit. Landwirtschaftliche Geräte lehnten an den Mauern, hie und da stand eine Dreschmachine vor der offenen Tenne. Hühner hockten umher, Katzen sahen blinzelnd von den Schwellen auf, Enten schnatterten am Mühlenwehr, ab und zu bellte ein wütiger Köter.

Von Menschen war kaum etwas zu sehen, außer einer Mannschaft Kartoffelausheber, die von auswärts kam. Da schlurfte ein Alter mit niederer Seidenkappe und indigoblauem Kittel heran, und zu ihm gesellte sich eine schielende Frau in kurzem Rock. Beide sahen der Schar mit dumpfem Erstaunen nach.

Der Viehweiher war zerstampft, schmutzig und mit Unrat durchsetzt. Etwas weiter die Schule, ein schäbiges, und die Kirche, ein übergroßes, nacktmauriges Gebäude, das an einen altschlägigen, plumpen Turm angeflickt war. Daneben duckte sich eine umgitterte Kapelle unter jungen Ebereschen.

Das Gehöft lag eingemauert auf der Höhe, an Wiese und Wald angelehnt. Durch das weitoffene Eingangstor sah man in den inneren Hof, in dem der jaucheumstandene Düngerhaufen in breiter Behaglichkeit aufdünstete. Auf diesen Hof gingen die Wohngebäude, Stallungen und Scheunen, und ein baumbewachsener Anger, ein sogenannter Pesch. Schweine, Hühner und Gänse machten sich überall breit. Ein Hofhund im Innern des Hauses fiel in ein wütendes Jaueln.

* * *

Das Ganze halt! Quartiermacher und Kornett machten mit dem Hofbauern Bekanntschaft und stellten die Truppe vor. Der breitlächelnde Mann hatte kurzes rötliches Haar, Gesicht und Schnurrbart rasiert und die Farbe der Gesundheit bis in die Haarwurzeln und in den Nacken hinab.

« So, so! Das sind die Jungen, von denen Doktor P. mir geschrieben hat. Nun, die Dricht könnt ihr haben, und auch die Schütten Stroh und Ginsterstrünke nach Belieben. Kleinigkeiten, das machen wir nachher ab. Nun, sind ja alles starke Jungens, hab Verlaß auf sie. Waren mehrere Male vor dem Krieg solche buntbehängte deutsche Wandervögel hier und boten mir Geld an für die Unterkunft, aber da hab' ich kein Herz zu gehabt. Kommt, Jungens!»

Er ging langsam voran, zeigte das Anwesen und ließ sich vom Kornett alle Einzelheiten über Unterkunft, Verpflegung, Übungen und Disziplin erklären. Was der Hof ihnen verkaufen könnte, das sollte man mit der « Mumm » in Ordnung bringen. Die nachgekommenen Kisten würde der Knecht abends mit dem Jagdwägelchen von der Bahnstation abholen. Und damit viel Vergnügen! Er müsse wieder ins Feld.

* * *

So war man denn untergebracht, und das erste Abendessen, das man in den Rucksäcken mitgebracht hatte, brodelte bereits in den kleinen Blechkannen auf. Der Kaffee mit Butterbroten und das Topfgericht mit Erbsen und Speck mundete unter den Bäumen im Pesch wie das leckerste Fürstenmahl.

Die Zeltpflöcke wurden eingerammt, Rinnen gegraben, die Windseitengänge gut verstopft, die Lager sorgsam und warm zubereitet, den Patrouillen ihre Stellen angewiesen, und demjenigen, der den Posten an der Außenseite hatte, der Dobbermann Lord und die Browningpistole anvertraut. Alle zwei Stunden war Ablösung. Natürlich wurden nur die älteren Pioniere mit diesem Dienst betraut.

Noch eine Stunde Ruhepause, dann wurde zur Nachtruhe geblasen.

Am andern Morgen war kaum der Kaffee gebraut, als der Pfiff des Wachtpostens ertönte. Ein fremder

Scout mit ockergelbem Halstuch war da und verlangte den Kornett zu sehen. Er wurde militärisch gegrüßt und in das Hauptzelt geführt, wo eben Kornett, Fourier und Koch die Hauptbesorgungen des Tages besprachen.

Das zusammengerollte Papierstück, das er aus der Gurttasche entnahm und dem Führer überreichte, war kurz und bündig.

Da die Truppe der ockergelben Halstücher eine Stunde von dort ihr Lager aufgeschlagen habe, zwei volle Tage ehe die zeisiggrünen Halstücher angelangt waren, und da das Herumlungern und Strolchen der letzteren als ein Eingriff in die Jagd- und Streifgerechtigkeit der ersteren zu gelten habe, betrachte sich Ockergelb von zwölf Uhr Mittag an während 24 Stunden in Kriegs- und Fehdezustand mit Zeisiggrün und werde alle Vorkehrungen demgemäß treffen und alle Folgerungen daraus ziehen, einschließlich der Erbeutung der feindlichen Fahne und der Eroberung des feindlichen Lagers: Gefangene würden auf ihr Ehrenwort, Führer nur gegen Lösegeld freigegeben werden. Gezeichnet: Ogallala-Camp, Red River.

Kampfansage! Krieg durchtobte die Welt, Krieg würde jetzt auch die stillen Wiesengründe und Waldschlüfte des Oberöslings erfüllen und anhalten, bis es nur mehr Sieger und Besiegte geben würde! Der Ockergelbe mit dem breiten, anmaßenden Lächeln wurde als Gesandter mit Anschlag der Patrouillenführer und Strammstehen der Mannschaften entlassen.

Der oberste Kriegsrat, Patrouillenführer und Beigeordnete, Kornett und Unterkornett, tagte eine geschlagene Stunde lang, bis es neun schlug. Dann kam der Tagesbefehl: Rekognoszieren des ganzen Geländes eine Stunde im Umkreis durch Patrouillen in Fächerformation, Rapport und weitere Beratung um zehn Uhr. Patrouillenalarm war durch drei Pfiffe, Späheralarm durch Flöten des Spechtes zu geben. Zum Sammeln würde durch gewöhnliche Zinksignale geblasen. Skizzierung des Geländes durch die zwei Zeichner; Beobachtungsposten auf der Scheunenluke, auf dem höchsten Baum des Peschs und an der Kapelle, nichts wurde vergessen. Das Lager war eine Viertelstunde lang wie die Anflugstelle des Bienenkorbs vor dem Schwärmen. Dann wurde es leer. Zurückgelassen

wurden nur die zwei Köche, zwei Wachtposten und Krollekes. Er durfte ebensowenig verloren gehen wie die Fahne, der Führer oder das Lager!

* * *

Krollekes hatte alles mit angehört, und er hatte seine Ohren, obwohl sie unter den korngelben Büscheln nicht zu sehen waren. Die Sache kümmerte ihn allerdings wenig, denn Kampf war eine Sache der Großen. Was er vor allem wollte, jetzt wo er allein umherschweifen konnte, war zu sehen, was jenseits dieser sichtbaren Welt lag. Er ging gern so weit, als der Blick reichte, ja noch weiter. Fangen durfte er sich allerdings auch nicht lassen, das hatte man ihm gesagt, als man ihm den Aufenthalt im Lager vorgeschrieben hatte. Aber das hatte ja gute Weile, und so leicht konnte man Krollekes nichts anhaben!

Der Pesch, in dem die drei Zelte standen, lehnte sich zu einer Seite an ein kleines Gehölz an, in dem Hühner wurmspießend, halsreckend herumspazierten. An dessen Ende ragten einige rauhe, rissige Kieselschieferfelsen auf, die von Tannen überwachsen waren. Dort war der Eingang zu einem dichten, schwarzdräuenden Föhren- und Kiefernforst. Von dieser Seite erwartete man in erster Linie einen Überfall, falls die Feinde einen solchen planten, und dort waren demgemäß über ein Dutzend Späher verteilt. An der andern Seite ging der Pesch in eine lange Wiese über, auf der der Grummet noch auf «Häpp» stand. Sie zog sich ansteigend bis zu den Kartoffeläckern der Berghöhe. Ein kleines Fließ, in dem ein spärlicher Faden Wasser sickerte, wand sich durch die schiefrigen Zacken des Unterbodens. Auf der Ackerscheide ragte eine Baumgruppe und ein Strich Haselstauden auf. Diese Seite war, da sie weithin offen war, ohne Gefahr. Ein Wachposten lag faul an einem Grummethaufen und pfiff den Tipperary-Marsch.

Krollekes schlenderte gemütlich auf einen Viehjungen zu, der am Ende der Wiese, zur Höhe zu, ein halbes Dutzend Kühe und Rinder weidete und schon die ganze Weile nach ihm geschaut hatte, als erwartete er ihn. Ein etwa Zwölfjähriger. Eine Weste mit

Ärmeln statt der Joppe, eine braunrote Mütze, zu kurze Hosenbeine, ungepflegte Haare und Hände. Aber welche vermeilroten Pausbacken! Was tat's dazu, daß er in Abständen den Nasenschleim allzu hörbar in den Mund zog? Krollekes brauchte ihn, um dahin zu kommen, wo die Welt aufhörte! Und dann gefiel er ihm.

— Wohin kommt man, mein Junge, wenn man hier am Wald vorbei auf die Höhe zu geht? fragte er ihn freundlich.

— Zu den Alten Leien.

— Kann man's gut finden?

— Ja.

— Immer gradaus?

— Ja.

— Danke!

— Von wo bist du? nahm der Hochrote jetzt das Fragespiel auf.

— Aus der Stadt. Weißt du wo das ist?

— Nein. Was macht ihr hier? Er zeigte auf die Zelte.

— Im Zelt leben, umherstreifen, Lagerfeuer.

— Warum?

— Weil's gesund ist, weil man das Land kennen lernt, weil man noch viel anderes lernt.

— Wie die Schule?

— Nein, nicht wie die Schule! Die lieb ich nicht! Wie das Leben!

— Hätte ich eine Zigarette! Ich muß Kartoffellaub in Zeitungspapier rauchen.

— Ich hab aber keine, da ich noch nicht rauche.

— Ja, hätte ich nur einen Groschen! Ich weiß schon, wo man welche kaufen kann.

— Hier ist einer! Was willst du denn später werden? Jetzt war das Fragespiel wieder an Krollekes.

— Was ich werde? Jetzt hüte ich. Bald werde ich helfen im Winter Stöcke ausnehmen und in der guten Jahreszeit Lohe schleißen. Dann werde ich einige Jahre Knecht werden beim Bauer im Gutland. Wenn ich zwanzig bin, heirate ich, miete mir ein Häuschen und bekomme Kinder.

Krollekes war sprachlos. Diese Einfachheit des Lebens! Das klang so recht nach den Alten Leien!

— Komm! sagte der andere, jetzt zutraulicher geworden, die Hand immer auf dem Groschen in der Westentasche, als könne er sich mit der andern Hand bestehlen. Ich zeige dir, was jenseits des Waldes liegt. Das Vieh geht so lange nicht weg. Ich kenne es. Auch behalt ich's die Zeit über im Auge.

Der Hütejunge ging voran. Er ging etwas schnell, und an der Ecke des Forstes, wo man weit über Täler und ferne Kuppen sah, blickte Krollekes so viel nach rechts und links, daß er den andern aus den Augen verlor. Des Führers Mütze glitzerte zwar noch einen Augenblick auf wie ein Salm am Wehr oder eine Schnepfe im Abendlicht, dann aber war er weg.

Krollekes ging ohne ihn weiter. Er war des rechten Weges ja so sicher, er, ein angehender Pfadfinder! Und es war so hoch und weit hier oben, daß man davon trunken wurde!

Jeder Wanderer kennt die trügerische Landschaft des Öslings. Man täuscht sich nirgends so gewaltig in der Entfernung — man findet sich plötzlich vor Einschiebseln von Tälern und Schluchten, die man vorher nicht sehen konnte — man kommt in Unterholz, das zäh und stachlich ist und einen zwingt, es zu umgehen; doch der Umweg wird zum Irrweg und hat man sich einmal verloren und will dann auf dem gradsten Weg zurückgehen, findet man sicher erst nach einigen Stunden harten, mühseligen Trabens den Ausgangspunkt zurück, nachdem man zwei-, dreimal im Kreise gegangen ist!

Krollekes war schon eine halbe Stunde gegangen, ohne zu sehen, was er suchte. Er fühlte sich von seiner Streife ermüdet und schwindlig im Kopf, setzte sich einen Augenblick nieder, döste ein. Hatte die Augen bald auf, bald zu.

Doch! Da waren ja die mächtigen Felsen, da, wo die starke Quelle hervorsprudelte, um dann wie eine Schlange durch das Wiesental hinunter zu gleiten. Das waren die Alten Leien, wie der Junge sie beschrieben hatte!

Er war gleich auf den Beinen, sah sich sie an, von allen Seiten. Es mußte doch etwas Apartes daran sein, daß der Hütejunge mit solch besonderem Ton von ihnen gesprochen hatte und ihm den Weg dahin hatte zeigen

wollen. Und da er schon gewöhnt war, sich alles genau zu merken, nahm er auch die Spalten und Höhlen in Augenschein.

Halt! Hier war etwas Besonderes: da, wo der Fels die Biegung machte, ehe man auf dem von den Lohhecken verdeckten Pfad zur Höhe gelangte, war etwas Gemauertes zu sehen, wie der Zugang zu einer «Stopp!» Er kannte aus den Stadthäusern diese Verstecke, wie sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in der Hauptstadt üblich waren und sicher auch sonst im Land: ein unscheinbarer Stein oder ein Holzstück von derselben Art und Farbe wie die Wand oder die Türe, in die sie eingefügt waren, bildete, richtig gedreht, ein Sesam-öffne-dich und führte zu einem festen Versteck, in dem man in Zeiten der Gefahr sicher hausen konnte.

Er hatte den Griff bald heraus, drehte, und wie durch eine seltsame Maschinerie schob sich ein Felsstück nach vorn hin, ließ den Hintergang frei, wo man bequem hineinschlüpfen konnte. Hier zeigte sich ein richtiger Schlupf im Fels, wie sie im Müllertal so häufig sind. Er ging ihm nach und war nach einiger Zeit erstaunt, in ein weites Gemach zu kommen, das von krystallnen Ampeln erleuchtet war. Da sah er an den Wänden Möbel und Schmucksachen vieler Zeiten und Länder: Römergläser, Muranovasen, Krystalle von der Saar und von Saint Gobain, gotische Türen, Louis XV-Tische, Empiresessel, Bilder von Murillo, Tapeten und Spitzen von Brüssel und vieles was er nicht mal dem Namen nach kannte.

Am Ende des Gemaches kam ihm eine Frau in weißen Locken, mit Grübchen im vollen Gesicht, entgegen. Sie trug ein Kleid aus Fries, ein altschlägiges Mieder, eine hohe gezackte Zierhaube. Als sie sogleich den Jungen begrüßte und auf einen Divan nötigte, war ihre Rede kräftig, sachlich und gutherzig. Manchmal war die Frau, wie er zuletzt auch beim Hütejungen bemerkt hatte, undeutlich zu sehen, grau und rauh wie ein Felsstück.

— So bist du gekommen, mein Junge! sagte sie schlicht. Jetzt bist du, merk dir's, bei der Weisen Frau, oder der Waldfrau, zu Gast! Nur wenige sehen sie! Aber du bist ein Sonntagskind, wie dein Bruder

dort unten, der Viehjunge des Hofbauern. Seid mehr als andere, glaub mir!

Sie lächelte, wie nur ein volles Frauengesicht lächeln kann.

— Hast recht gehabt zu kommen! Laß die Großen kriegen! Kleinen geziemt es sich zu ducken, wenn es Schläge absetzt. Bleibe gebückt und gedrückt wie der Junge drunten, wie die sechzig Generationen vor euch im Lande, von denen wir wissen, und viele vor ihnen!

— Oho! begehrte Krollekes auf. Solche Rede hatte er noch nie gehört.

— Sachte, Junge, sachte! Wir Alten wissen's besser! Der Sturmwind, der vor hundertzwanzig Jahren hier herum fegte, hat die Geduckten zwar freigemacht, und man sage nichts gegen den Sturmwind, obwohl einige es nicht wahr haben wollen, und obwohl auch böser Staub und verderbliche Schlossen darin waren! Aber unter den Völkern müßt ihr noch weiter ducken, wie vorher! Ich will dir eine Bilderreihe zeigen. Sieh zu!

Die Kinnbinde der Haube schwamm wie Waldlaub, in dem der Wind harft, in der Abendsonne. Sie bewegte einen Elfenbeinstab rhythmisch hin und her.

Und siehe!

Die hintere Wand des Saales verschwand, löste sich vielmehr in Luft auf, und es zogen an ihrer Statt Bilder und Szenen in fast endloser Reihe vorüber.

Zuerst erschienen Berge, dichte Wälder und verschlammte Täler. Fellbedeckte Höhlenbewohner schwangen Keulen und Speere, an denen Feuersteinwaffen befestigt waren. Sie jagten mächtige Tiere, die sie mit der Waffe schlugen oder in geschicktem Manöver auf hohe steile Felsen jagten, zum tödlichen Sturz.

Steinwaffen hatten auch noch die ersten Ackerbauern, die mit Holzpflügen den Boden aufrissen, Hütten hineinsetzten, Pflanzen anbauten, Haustiere hielten und seßhafte Gemeinschaften gründeten.

Eisenwaffen tragende Kelten, mit Hose und Kaputze bekleidet, hausten als Eroberer. Sie hatten Pferde und Karren, errichteten Erdwälle auf schwer zugänglichen Felsen und stellten Heere auf zum Kampf.

Aber die Legionäre mit Helm, Pilum und Römerschwert wurden Herren über sie. Steinbauten kamen auf, Weinberge wurden angelegt und große Gehöfte und Villen. Schiffe fuhren auf den Flüssen und dienten dem Handel. Große Heerstraßen leiteten in die Weite, und darauf zogen Armeen, und mehr als einmal war ein General zu Pferde, im Purpurmantel, unter ihnen. Stattliche Wagen rollten vorüber, mit Kaufmannsgut jeder Art, wie der Süden es bot, auch Privatwagen mit hohen Beamten in weißer purpurbesäumter Toga, und mit mehr als einem Cäsar oder Augustus, den Szepter und Krone des Römerreiches nördlich der Alpen schmückten.

Und schon sanken die stattlichen Villen und Gutshöfe in Trümmer. Stürmische Scharen aus dem Osten vertrieben die verweichlichten Gallo-Römer oder machten sie zu Sklaven. Weite Rodungen gingen vor sich, eine große Zahl neuer Orte kam auf, in vielen Dörfern erhoben sich Kirchen, in andern Herrenburgen. Ritter in Harnisch, herrische Äbte und Vögte meisterten demütige Leibeigene, und immer von neuem zogen Fähnlein von Reisigen hinaus, wurde gekämpft und verwüstet.

Die Jagden der Karolinger und ihre Klostergründungen brachten ein friedlicheres Bild in die zerstampften Gaue. Ein neues großes Reich war aufgegangen, und es wurde von Aachen aus regiert.

Bald ragte eine Burg vor allen andern im Land hervor. Sie hatten die Lothringer Grafen errichtet, ein mächtiges Geschlecht, und diese herrschten darin von Siegfried bis zu Heinrich dem Fünften, weithin begütert und verschwägert, immer mächtiger an Land und Ansehen.

Durch die Heirat Ermesindens, ihres letzten weiblichen Sprossen, kam Wallonengeist ins Land, und die Grafen, später Herzöge der neuen Dynastie, dehnten ihre Herrschaft weit ins romanische Gebiet aus, bildeten, wie früher die Karolinger, das einigende Band zwischen dem Westen und dem Land der Mitte, zwischen Neustria und Austria. Bilder berühmter Schlachten rollten vorüber: Wörringen, wo Heinrich VI., Crécy, wo Johann der Blinde fiel. Weite europäische Bedeutung gewann dann der Landstrich zwischen Maas und

Mosel wiederum, als die luxemburgischen Kaiser und Johann der Blinde die Vorderbühne Europas füllten.

Ein wütender Kampf um die Siegfriedsstadt — und schon waren die Burgunder ihre Herren, und ein neues, weit ausgedehntes Reich der Randstaaten, von der Schweiz bis nach Holland, hatte sich aufgetan. Doch seine Dauer war kurz, und es endete im Blut, der letzte Versuch dieser Art.

Und nun kamen die Jahrhunderte, wo die alte Alzette-Burg zur trotzigen Festung geworden, aber die Stadt selbst zum Sitz eines Gouverneurs herabgesunken war. Herrscher kamen gelegentlich auf Besuch und gingen wieder, wenn die Festlichkeiten verrauscht waren. Aber meistens zogen Kommandanten mit fremden Söldnern auf, viel Kriegsgetümmel in ihrem Gefolge, viel Elend, viel Erniedrigung. Eine Schreckenszeit mit Verödung des Landes in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, Eroberung durch französische Waffen in der zweiten und neue Änderung der Szenerie am Ende desselben Jahrhunderts. Österreichischer Friede im achtzehnten Jahrhundert, Krieg und Elend am Ende desselben und Kaiserglanz am Anfang des neuen Jahrhunderts.

Dann glitt ein ganzes Jahrhundert des Friedens vorbei mit seinen Segnungen in Arbeit, Aufbau und Gesittung wie nie zuvor, und am Ende dieses Abschnittes erscholl wieder Kriegslärmen, wie es noch nie gehört worden war.

In seinem Tumult verschwand die Bühne, auf der die zweitausendjährigen Geschicke eines Landstriches in raschen Bildern abgerollt worden waren, und die tapetenbehangene Wand kam an ihre Stelle zurück.

— Kind, sagte die gütige Frau, merk jetzt was ich dir sage! Jahrhunderte lang beherrschten römische Kaiser in Trier diesen Westen, und als ihr Reich zusammenbrach, ließen sie römischen Geist zurück. Dann kamen Jahrhunderte des Entsetzens über den Okzident. Bis die Karolinger wieder dasselbe Mosel-Maas-Gebiet sich als die Zone ausersahen, wo Westen und Mitte zusammenkommen und sich vertragen sollten. Von Aachen aus regierten sie das neue Großreich. Aber Mersen verdarb alles, und das Reich barst

auseinander, ohne wieder zusammenzukommen. Die alten Vermittler zwischen Neustria und Austria, die Lotharinger, setzten dann einen der ihrigen zum Grafen hier ein. Heinrich der Siebente erweiterte diesen Mittelpunkt, zusammen mit Trier, Köln und Mainz, zu dem was er schon zweimal gewesen war: zur Brücke des Westens. Aber Karl der Vierte verlegte die Drehscheibe in den Osten des Reiches und brach Luxemburgs Kraft. Um dieses Land hier war's schade! Denn es blieb nur mehr ein Stapfen statt einer Scheibe, ein Stapfen für einen Schuh! Jetzt soll wieder einmal die Trennungswand ein bischen nach Westen oder ein klein wenig nach Osten gerückt werden, je nachdem die Würfel fallen! Aber die Zwietracht wird bleiben solange eine Trennungswand besteht! Wer wird sie endgültig zerstören?

— Arbeitet ihr an diesem Werk, ihr Kinder dieser Erde! Eure Berge tragen Eisen, eure Wingerten Wein, eure Felder und Wiesen Korn und Futter. Verwaltet diese Güter in körperlicher Arbeit, in geistiger nicht minder! Was ihr jetzt sicher habt, ist euer Land! Kein Fremder hat je so dafür gesorgt, wie ihr es getan habt, seit ihr es wieder habt! Denn die Fremden suchen immer ihren Nutzen, nicht den euren! Und so wird es sein bis zum Ende der Zeiten! Eure Vorfahren waren nur in harter Fron, ihr steht in freiwilliger Hingabe! Sorget drum um euer Erbe, erwerbt es neu, Tag um Tag, und wenn der Tag nicht reicht, nehmt die Nacht hinzu! Denn Alles ist wandelbar und des Schicksals Gunst wankelmütig. Seid demütig und hartnäckig! Seid wach, würdig und dem Geschick gewachsen! Wisse, was auch kommen mag, die Heimat vergeht nicht! Und sie wird immer bleiben was sie ist: ein Völkerweg und eine Völkerverbindung. Drum ihr von heute und ihr von morgen: walzt nicht allein Schienen und Träger in schweißender Glut, bauet auch Brücken für die neue Menschheit! Dieser Wahlspruch gebe ich dir mit auf den Weg statt Goldes, welches dir nicht frommen würde! Leb wohl!

Sie küßte ihn, und schon war sie keine Frau mehr, sondern nur mehr ein Wölkchen am leeren Himmel. Und kein Saal war mehr zu sehen, nicht einmal die Alten Leien mehr!

Krollekes stand wieder am Kiefernforst, und der Hütejunge, wie seltsam! winkte ihm herunterzukommen.

Er lief freudig auf ihn zu und schüttelte ihm beide Hände:

— Wir sind Freunde, wir sind Brüder! Wie heißt du mit Vornamen?

— Jang.

— Ich heiße Frantz. Jang, du bist ein Sonntagskind, wie ich, und mein Freund!

— Ja, wenn du willst! Ich will! Ich kann dir ja noch so vieles zeigen. Aber komm jetzt, ich führe dich zurück! Du hast vorhin einen seltsamen Weg genommen und dabei viele Umwege gemacht. Aber es ging doch! Ihr Stadtjungen seid mir nicht zu viel nütze. Habt noch viel zu lernen!

Krollekes nahm die freimütige Bemerkung demütig an, wie die Waldfrau ihn geheißen hatte. Er kam zur Truppe zurück, wo man sich schon um ihn gesorgt hatte und ihm glaubte Langes und Breites von dem Verlauf der Spiele erzählen zu müssen.

Aber er hörte nicht zu, und beim Lagerfeuer am Abend fragte er den Patrouillenführer, wo er eine Geschichte seiner Heimat bekommen könne.

Seine Augen waren nachdenklich geworden, und sie hatten ein heimliches Leuchten!

# *Armenlos*

## Eine Episode aus der Zeit der Kartoffelnot

### *Eine Kindheit*

ES war an einem Sommerabend, zwei Jahre vor dem Krieg. Die Dunkelheit hatte schon eingesetzt, es mochte gegen zehn Uhr sein. — Ein zehnjähriger Knabe tummelte sich allein am Rempart in Luxemburg herum. Die andern Bewohner dieses abseitigen Weges hielten sich in ihren Häusern, denn der Wind trieb einem feinen Regenstaub, wie von Tausenden von Mückchen, ins Gesicht und stopfte einem beständig kalte Luft um Schläfe und Ohren.

Dem Knaben, der sich eine alte Mütze fest aufgestülpt hatte, machte das unwirtliche Wetter nichts. Er setzte sich zuletzt auf eine Bank, blinzelte nach allen Seiten und lauschte in die Nacht.

Züge rumorten in der Ferne, in der Bahnhofsgegend. Bald war's, als schlüge jemand einen Dampfkreisel höllisch voran. Dann tutete es gleich einer Kindertrompete. Wieder gab es ein Räderrollen, das sich in einander verschlang, wie wenn Wasser geschlagen wird und ein Ring den andern aufnimmt: darauf rollte es dumpf weiter, in ungesehene Fernen. Drüben, über dem Bockfelsen, war manchmal ein Laut von Schritten. Fersen stapften dumpf auf, auf leichten Sohlen kamen hellere Schritte. Ein Hund gurgelte tief und mundvoll und warf seine Töne wie Klötze in die Luft. Stimmen wirbelten in lang verschlungenen Fäden, wie die Kreise, die der Diabolospieler aufschlägt und sinken läßt.

Der Wind hörte auf, aber die Regenmückchen fielen dem Knaben jetzt prall auf die Wange und drückten ihm kalte Tropfen auf die Hand. Das Glockenspiel der Kathedrale schlug leicht und hell seine eilige Melodie, und elf Uhrschläge folgten langsam, mit langer Resonanzschleppe.

Eine dunkle Plane stand über der Welt, im Süden von außen erhellt, wie wenn eine Randlaterne ihren weiten Lichthof darauf gösse. Die Stadtlichter waren rundum aufgesteckt, und daneben standen Tafeln voll rötlicher Klexe. Nein, keine Tafeln, sondern dunkle, unregelmäßige Flecken. Weiterhin waren es rote Glotzer, deren Inneres hell war. Und auch ein Stück Himmel klärte sich auf, mit einem einsamen rötlichen Stern. Nicht lange, dann deckten die schwarzen Tücher ihn wieder zu.

Der Fluß unten im Tal glühte seine Streife weiter und weiter vor und rauschte am Wehr wie ein Aufschluchzen. In der Häuserzeile jenseits des Tales erschienen die Fenster als schraffierte Lichtrechtecke, in die hie und da etwas Glühweißes hineinschrägte. Aus einem Haus kam sogar eine milchige Lichtstreue und kletterte an der jenseitigen Mauer in halbe Höhe hinauf. Die Fenster erblindeten eins nach dem andern, aber die Laternenreihen glühten mit ihren Tupfen weiter.

Da kamen Schritte von der Altstadt her den Weg entlang, schwere, harte Schritte. Das war die Mutter, die Büglerin Babette, oder Bäb, Fließ. Sie war mit jemandem im Kino gewesen und vermeinte, ihr Einziger sei schon lange im Bette.

— Bist du noch nicht schlafen, Jeepi? kam es hart und drohend von ihr, als sie ihn erblickte.

— Nein, Mutter, ich bin lieber aufgeblieben.

— Rotzbube, was hatte ich gesagt? Ich schlag dir eine...

Sie zog die Hand zum Schlag, aber obwohl sie rauh war, fühlte sie mit dem Instinkt der Mutter, daß sie ihr Kind nicht schlagen konnte, so sehr diese Art Strafe ihr, wie auch den Kreisen, in denen sie lebte, als selbstverständlich galt. Sie ließ die Hand sinken, sagte noch barsch:

— Dann geh gleich ins Bett! Morgen sprechen wir noch ein Wort zusammen, du Kanaille, du Sterngucker! Es ist ja nicht erlaubt!

Sie ließ den Knaben vorangehen und sperrte die Tür hinter sich zu.

* * *

Jakob Fließ, de Jeepi genannt, trug den Familiennamen seiner Mutter Babette. Sein Vater, so erklärte er einmal den Schulkindern, sei schon so lange tot, daß er ihn nicht mehr gekannt habe, deshalb habe er den Namen seiner Mutter angenommen. Das war, als er im ersten Schuljahr war. Später wußte er es allerdings besser, dafür sorgten schon die Mißgünstigen, deren es bei den Armen so viele gibt wie bei den Reichen.

Ihr Wohnhaus ging auf den Rempart, oder Chemin de la Corniche, den malerischsten Weg und eigentlichen Balkon von Luxemburg. Eine Treppe und ein Hausgang führten auch auf den Breitenweg, an der entgegengesetzten Seite. Doch befanden sich die Hauptzimmer am Rempart : sie lagen tiefer als der Weg, sodaß die Vorübergehenden in Küche und Betten hineinlugen konnten. Aber Sonne gab es da vom frühesten Morgen und schöne Ausblicke den ganzen Tag !

Jenseits des Weges fällt der Felsgrat jäh hinunter, und auf der Talsohle liegt die Vorstadt Grund zu beiden Seiten der Alzette. Der Turm von Neumünster sticht dort wie ein Steinpfeil gegen Himmel. Um den Talkessel steigen die Höhen auf drei Seiten mit abgesteilten Felsen auf : jenseits das Rhamplateau mit Halbtürmen und weiten Gebäuden, zur Linken der Bockfelsen mit alten Mauerstümpfen und zur Rechten Verlorenkost mit dem ragenden modernen Laboratorium. Früher die stattliche Frontseite der Oberstadt, war dieser Stadtteil seit langem den ärmeren Schichten der Bevölkerung sowie Einrichtungen öffentlichen Nutzens überlassen worden.

Ohne für die Schönheiten der alten Festung sonderlichen Sinn zu haben, fühlte Jeepi sich, seitdem er laufen konnte, in seinem Reiche zu Hause. Von der Michelskirche bis zur Kaserne kannte er jeden Schlupf und Mauerkranz, jede Zinne und jedes Schartloch. Sogar die abgeschlossenen Gartenbeete der Turm- und Kellerwohnungen, die sich da entlang zogen, waren ihm vertraut, da keine Mauer ihm zu hoch noch zu abweisend war.

Er und seine Altersgenossen fühlten sich in ihren freien Stunden als die Könige, Forschungsreisenden, Detektive und Gendarmen des Remparts. Von der Mücke, die sich auf der Mauerbrüstung die Flügel

putzte, bis zu den hundert Spatzen und Rotkehlchen, die durch die Efeuranken wippten; von den Tausenden von wilden Märzviolen, die im Frühjahr die Steilwände der Felsen schmückten, bis zu dem Haushund, der sich dorthin verlaufen hatte; von dem alten Herrn, mit dem Silberknauf am Stock, der im Tageslicht langsam dort vorbeischob, bis zu den Liebespaaren, die abends lächelnd da herumschlenderten und sich anscheinend wunder was ins Ohr zu sagen hatten, kannten sie alles und übten ihr Kontrollrecht an allem aus. Nur die Soldaten der nahen Kaserne flößten ihnen ungeteilten Respekt ein.

Neben diesem bewegten Außenleben entwickelte sich mit den Jahren in Jeepi ein Innenleben besonderer Art. Das war um so mehr der Fall, als er in der Schule vorankam. Nicht durch das was er vom Lehrer abkriegte, denn diesen, einen gemütlichen alten Herrn, hielt er eher für ein Ziel zum Erproben von Schnellkugeln und eine Rückenfläche für gelegentlichen andern Unfug denn für ein Wissen vermittelndes Lebewesen!

Aber was so nebenbei in ihm zu Tage trat, war viel wichtiger und folgenreicher als Schulwissen!

In den freien Stunden kam das Bücherlesen bei ihm auf und war wie ein wildes Wachstum mit Wasserschössen und Knorren, aber auch voll Üppigkeit, Zielstrebigkeit und heimlichem Raunen. Seine Schulbücher, wie das Vaterländische Lesebuch, die vielfarbig von ihm bemalte Bibel und der Diözesankatechismus, lösten allerdings in ihm nur Erinnerungsgähnen und Fronabwehrgefühle aus und flogen nach den Schulsilentien in den Wandschrank. Die Hausbibliothek war auch nicht reichhaltig, enthielt sie doch, außer ein paar Gebetbüchern und dem Leben der heiligen Philomena, nur noch eine Erzählung von Christoph von Schmidt, die er als Preis erhalten hatte, und eine Sammlung von alten Kalendern, besonders vom Straßburger Hinkenden Boten. Letztere bildeten eine Zeit lang die Kost, aus der er seine Hauptkenntnis von Menschen und Dingen sog. Allmählich kamen ihm andere Bücher zu Gesicht, die er hier und dort entlieh, verschlang und wieder zurückgab: Indianer- und Detektivgeschichten; die aufregenden Abenteuer von Marino Marinello und dem Grafen von Monte Christo,

in Groschenlieferungen, und Erzählungen aus der Borromäusbibliothek, besonders die der Gräfin Hahn-Hahn, die ihn eine Weile fesselten.

Auch eine frühe Neigung war in ihm wachgeworden.

Drüben am Rhamplateau wohnte seine Cousine Joff Dicktus, nicht weit von dem klotzigen eckigen Turm mit den kleinen Fenstern und dem winzigen Erker, der vor Jahrhunderten am Zugang zum Rhamplateau als Wehr erbaut worden war. Er war manchmal mit Joff da herumgestrolcht, und einmal war er sogar mit ihr bis in den Hexenturm geklettert. Auf glitschigen Steinstiegen, eine Wendeltreppe hinauf, hatten sie sich ängstlich an einander geschmiegt, Joff hatte ihr braunrotes Haar, das die Farbe von verdorrten Waldnadeln hatte, an sein Gesicht gelehnt, daran hatte er sich immer erinnert, und auch an ihren ängstlichen Druck gegen seine Hüfte. Draußen war sie wieder schnippisch und schnakig gewesen, aber es tat ihm doch gut, daß er sie einmal schwach gesehen und daß sie sich an seine stärkere Männlichkeit angelehnt hatte. Ein ander Mal, zu Ostern, es war grade das Jahr vor dem Weltkrieg, war er auch mit ihr zur Emaus gegangen, zur Ostermontagskirmes des Viertels, und hatte ihr für ein paar Sous eine « Spruddel » gekauft, und sie hatte ihm ein « Pickvögelchen » verehrt, und dann hatte er sie mit aufs Karussell genommen, auf dem sie zu zweien in der « Kutsche » saßen, wie andere liebende Pärchen auch.

*Kartoffelkarawanen.*

Der Krieg war inzwischen über das Land gekommen wie ein Dieb in der Nacht. Das Handwerk lag das erste Jahr fast ganz darnieder, und Jeepi fand Zeit, sich in andern Büchern und auf andern Feldern des Wissens umzusehen. Er studierte mit Feuereifer. So sehr er sich in der Volksschule hatte gehen lassen, so sehr warf er sich jetzt, wo er Anregung bekam und einen weiten offenen Weg vor sich sah, auf Fächer des Wissens und Könnens, die seinen Fähigkeiten zusagten. Er gedachte die Handwerkerschule zu besuchen und sich im Kunsthandwerk, zu dem es ihn mit ganzer Seele zog, zu vervollkommnen. Dann später...

Joff sah er von nun an seltener. Sie war durch den Krieg gezwungen worden, Ausläuferin in einem Geschäft zu werden. Zwar waren sie ein paarmal sonntags zusammen gewesen. Er war dann mit ihr um die Stadt gegangen und hatte sie nachher zu ihren Eltern gebracht. Ihr Vater war Handschuharbeiter und hatte infolge des Krieges nur halbes Verdienst. So lebten sie arm und gedrückt, wie auch er und seine Mutter, die infolge des Stärkemangels wenig arbeiten konnte. Armut und Elend fingen an, doppelt empfindlich zu werden.

Das trat besonders zutage, als es in das dritte Kriegsjahr ging.

Sommer und Herbst waren verregnet gewesen, und die Nässe dauerte an. Die Kartoffeln kamen vernäßt ein, ein Teil der spärlichen Ernte erfror. Jetzt trat in diesem Nahrungsmittel, das für die große Masse der Bevölkerung so wichtig ist wie das tägliche Brot, eine richtige Hungersnot ein. Die Regierung hatte lange die Privatversorgung zugegeben und halboffiziell versichert, es gebe Kartoffeln genug im Lande. Als dann die Beschlagnahmung kam, und es hieß, daß die Ration auf soundsoviel pro Kopf gesetzt würde, fand man, daß das Abgelieferte weit hinter dem Bedarf zurückblieb. Es dauerte Wochen, ehe die Vorräte an ihre Bestimmung kamen. Die Wagen stauten sich in den Bahnhöfen, viele Zentner verdarben. Die Städte konnten nichts tun, da die Lebensmittelzentrale versagte.

So mußte die große Masse auf einmal Selbsthilfe üben und sich für Geld und gute Worte bei den Bauern versorgen. Der Preis der Kartoffeln, der auf 44 Franken das Malter festgesetzt war, stieg von Tag zu Tag. Dazu kamen die beschwerlichen Eisenbahnfahrten und die Mühseligkeiten des Transports. Die Regierung, welche zuerst an dem Buchstaben der Beschlagnahmung festgehalten und die Kartoffelhamster protokolliert hatte, sah ein, daß gegen die bittere Notwendigkeit nicht anzukämpfen war, umsomehr als der Staat als Lieferant so gut wie versagt hatte, und tat nichts mehr in dieser Sache.

Es kamen die harten sorgenvollen Monate, es kamen die Kartoffelwanderungen, leidvolle Karawanen, welche die Dörfer überfluteten und die Abendzüge mit Säcken

und müden Menschen füllten. Das sollte bis zur nächsten Ernte dauern, und was auf diese Weise den Bauern für schweres Geld abgelockt wurde, kam auf höhere Quantitäten, als was dem Staat bei der Beschlagnahme abgeliefert worden war!

Jeepi und die Mutter hatten sich bis Ende Dezember mit einzelnen Sestern durchgeholfen, die sie sich in der Umgebung der Stadt erwandert hatten. Aber dann war der Kanton Luxemburg leergekauft, und auf Stunden im Umkreis gab es keine Kartoffeln mehr. Die Hamsterkarawanen mußten weitere Kreise ziehen!

So fuhren die zwei eines bitterkalten Sonntags zu einer Station auf der Trierer Bahnstrecke. Jeepi hatte sich vorher erkundigt und die Züge festgestellt, die sie benutzen wollten: mit dem Trierer Zug morgens fort, mit der Echternacher Kleinbahn am Nachmittag oder Abend zurück.

Schon der Morgenzug war überfüllt, meistens mit Leuten aus dem Escher Bassin, die mit Rucksäcken, Körben, Kinderwägelchen, Bettziechen und andern Transportmitteln versehen waren. Die Coupés waren nicht geheizt, so wärmte man sich gegenseitig. Und die Gespräche drehten sich von der ersten Minute an um die bittere Not der Zeit. Wie man von den Gemeinden statt Kartoffeln Kohlrabi bekomme, ein Viehfutter, das den Magen verderbe und außerdem den Typhus bringe! Wie alle die dicken Bäuche jetzt vergingen und die Arbeiter besser täten, bei den Bauern als Knechte zu dienen als im Minettsbassin viel Geld zu verdienen und nichts zu essen zu haben. Wie die Regierung abgegangen sei und keine andere ernannt werde. Das gehe jetzt wieder Monate hin, ehe etwas getan würde! Wie die Bauern so herzlos und habgierig seien, daß sie fähig wären, ihr Brot auf dem Tisch an den Meistbietenden zu versteigern! Sie machten jetzt mehr in einem Jahr aus einem Stück Land als der Boden vorher wert gewesen war, bauten sich Häuser und Scheunen, kauften sich die reichsten Möbel und Gold- und Silbersachen nach Herzenslust! Der Höchstpreis von 44 Franken das Malter sei schon ein Sündengeld, und Höchstpreis sei bekanntlich Mindestpreis. Überdies sei es unmöglich, etwas dafür zu bekommen! Man fordere jetzt schon

fünfzehn Franken für den Sester, und dabei lachten die Bauern noch und ließen die Leute vor den Türen stehen. (Der Redner, augenscheinlich ein Industriearbeiter, ballte die Faust.) Und nächstens werde man zu ein paar Tausenden auf die Dörfer gehen und die Sachen selbst holen, und nichts dafür geben, höchstens daß man den Blutsaugern das Fell gehörig gerben würde!

—Und die Züge! fiel eine Frau ein. Der Nördinger Jangeli sei immer so überfüllt, daß man überhaupt keine Billette mehr darin kontrollieren könnte. Neulich seien sie da gratis gefahren.

— Ja, bemerkte ein Mann bissig, und einer armen Frau sind da ihre teuer gekauften Säcke Kartoffeln gestohlen worden!

Eine bittere Zeit für die armen Leute! Und was da noch werden würde! Revolten, Hungersnot und Krankheit! Und kein Ende abzusehen, trotz der Dezemberfriedensbotschaft des Kaisers!

Das Gespräch bekam jetzt eine Ablenkung auf die Weltlage.

Man war erst auf Station Sandweiler, und Frau Bäb wollte schon aussteigen. Aber es war noch zu früh. Die weiblichen Bahnarbeiter und die Schaffnerinnen mit den Eisenbahnermützen und den langen Mänteln erregten Verwunderung und Lachen.

— Sie sind noch strammer als ihre männlichen Kollegen, bemerkte ein junger Bursche. Das ist aber keine Arbeit für sie!

Der Zug fuhr nach langer Pause weiter.

— Wo sind denn die Fensterriemen? fragte der Escher.

— Abgeschnitten, antwortete ein junger Mann, augenscheinlich ein Bahnangestellter, der zum Sonntag nach Hause fuhr. Das gibt Pferderiemen und Gurte und alles Mögliche.

— Und Sohlen! warf ein andrer ein.

— Nein, dazu dienen sie doch nicht! Aber sie müssen viel Verwendung haben, denn überall sind sie weg!

— Ja, den Dieben ist jetzt alles «anständig», man hat nie so viele Einbrüche erlebt!

— Es gab auch nie soviel Armut!

— Und darum feiern sie so viele Wohltätigkeitsfeste in den Städten.

— Nein, das ist zu ihrem eigenen Vergnügen! Für die Armen kommt meistens nicht viel dabei heraus!

— Ja, die Armen! bemerkte jetzt Bäb bissig. Die unverschämten Armen bekommen vom Wohltätigkeitsbureau und von allen Seiten, und die andern sind noch zu anständig und müssen hungern! Es ist keine Gerechtigkeit auf der Welt, und der Herrgott ist wohl auch in diesem Kriege gefallen! Jetzt stellen sie Polizisten in die Cinematographen, damit die, welche vom Armenbureau Geld bekommen, nicht täglich hingehen! Und die Pastetenbäcker haben keine besseren Kunden als die Bettelkinder! Ach du mein, du mein! wäre es nur überstanden!

Es fror sie, und sie schüttelte sich. Glücklicherweise stiegen sie nach einer weiteren Viertelstunde aus.

Im ersten Dorf, wo sie einkehrten, war nichts zu haben. Gegen Mittag gab eine mitleidige Frau ihnen einige Waffeln und etwas Milch. Kartoffeln hatte sie keine. Sie wies sie weiter, nach einem Hof, der mitten im Walde lag. Da könnten sie wahrscheinlich etwas bekommen und von da auf die Kleinbahn kommen.

Außerhalb des Dorfes merkten sie erst die bittere Kälte. Den Boden bedeckte eine Schicht Schnee, die in der Nacht gefroren war und jetzt halb auftaute. Es war glitschig und klebrig. In dem weiten Wald, der sie dann aufnahm, hatte die Fahrstraße tiefe Geleise, und man wanderte über die harten Teile wie über einen Schlackenweg. Dabei ging es beständig bergan, und es war kein Ende abzusehen.

— Mein Gott! Mein Gott! keuchte Frau Bäb, welche nicht ans Gehen gewöhnt und dazu kurzatmig war. Wir werden uns doch nicht verirrt haben!

Der Knabe sprach ihr Mut ein.

— Mutter! es geht schon! In zehn Minuten sind wir da! Das sagte er ohne Überzeugung.

Der Weg schlug weite Schleifen und verlor sich in Hecken und Unterholz. Ein Fließ, das mit Weiden und Erlen umbuscht war, kam da herunter. Jenseits erstreckten sich Wiesen und Land.

Hier wurden die Wege direkt morastig. Ein pfeifender West erschwerte das Gehen. Am Himmel schleppten

weißgraue Wolkenmäntel, denen ein Streifen Sonnenlicht schweflicht gelbe Borten lieh. Es fing dazu an zu schneien.

Keuchend und abgemüdet kam die Frau mit dem Knaben im Hofe an, von wütendem Hundegebell empfangen. Es gebe nichts, man habe selbst nicht genug, sagte eine junge Frau lässig und geringschätzig und ging weiter. Ob sie denn etwas rasten könnten? Ja, sie könnten sich auf der Bank vor dem Hause etwas niederlassen. Die Mannsleute seien ausgegangen, und sie sei bei ihrer kranken Mutter oben, da könne sie keinen Fremden einlassen. Es sei auch kein Feuer in der Stube.

Das letzte sagte sie etwas weniger sauer und gleichsam halb entschuldigend, da sie die von Müdigkeit eingefallenen und nach der Hitze des Gehens jetzt vor Kälte jäh erbleichenden Gesichter der Mutter und des Knaben sah. Damit ging sie. Sie war nicht hart, aber kalt und ohne Mitgefühl, vielleicht auch etwas mißtrauisch.

Bäb und Jeep hielten einen Augenblick auf der Bank an, um auszuruhen, aber der fallende Schnee und der feuchtkalt blasende Wind trieben sie zu neuem Gang an.

Der Feldweg führte weiter, an einem Garten windschiefer Apfelbäume vorbei, zwischen einer Doppelallee mächtig gezweigter und mistelbewachsener Birnbäume, in den Wald, der die Höhe krönte. Der nasse Mergel, der zu zwei Seiten die Böschung bildete, klumpte an den Füßen, denn der Schnee hatte die Frostkruste zäh und klebrig gemacht.

Hier schneite es jetzt steil und weich, auf die Augenlider, in den Halseinschnitt, in den Mund, auf die Ärmel und Hände. Es war kein Erwehren gegen die Millionen weißer Flocken, die so zart waren, daß die Haut sie in einen Tau auflöste, der auf Nasenspitze, Wimpern und Handknorpeln große, gleitende Tropfen bildete.

Sie bogen wieder in die Landstraße ein. Oben dehnte sich die kahle, höckerige Mergellandschaft, die von der schwarzen Ernz durchflossen wird und den rissigen, durchbuchteten, vegetationslosen Grauenknopp als Hintergrund hat. Hier peitschte der Wind den Schnee

wie große Laken und ließ hie und da putzige Häusergruppen auftauchen, denen die Obstgärten bläulich weiße Schirme und Fächer überhielten.

— Ach je! Ach je! seufzte Bäb, wenn wir nur hier etwas zu trinken bekommen! Ich kann nicht mehr! Ich habe Herzklopfen, und der Atem geht mir schwer.

Sie stand und keuchte. Klammer Schweiß klebte ihr an der Stirne und den Schläfen. Ihr Puls hämmerte.

— Ich kann nicht weiter, mein Jung, es geht nicht! Ach wenn wir wenigstens was bekommen hätten, daß du heute Abend was zu essen hättest!

— Mamm, halt ein bischen an, dann gehen wir langsam weiter. Der Wegweiser sagt, daß das da drüben das Dorf X. ist. Da werden wir sicher etwas ergattern!

Bäb setzte ihren Weg mit aller Kraft fort, die sie noch aufbrachte. Kein Resultat bis zum Ende des Dorfes! Die Häuser waren verschlossen oder abweisend, denn die beiden hatten nicht das Aussehen von Leuten, die viel bezahlen konnten. Endlich bekamen sie doch einen Sack Kartoffeln für schweres Geld.

Aber der Knabe war nicht stark genug, ihn allein zu übernehmen. So trugen sie ihn zusammen an zwei Riemen bis zur Station. Der Mutter Keuchen wurde überstürzter, heftiger. Im Wartesaal, wo noch ein Dutzend abgehärmter, müder Gestalten mit Säcken und Ziechen auf den Bänken neben dem überheizten Ofen saßen und vor sich hinstarrten, brach sie zusammen. Sie war weiß wie ein Laken, und ihr Atem ging nur noch leise. Man drängte sich um sie, die Stationsvorsteherein wurde gerufen. Sie verstand nichts von solcher Krankheit und vertröstete die Frau auf den Zug, der sie nach Luxemburg transportieren würde. Bis zum nächsten Arzt in Junglinster sei es ziemlich weit, und wahrscheinlich sei er heute nicht zu Hause.

Es war nichts zu tun! Was man in den Zug heben wollte, war eine Sterbende. Man mußte sie deshalb im Wartesaal zurücklassen, während der überfüllte Zug pustend weiterfuhr. In aller Eile wurde der Kaplan gerufen. Bäb war schon ohne Besinnung, als er ankam, und er erteilte ihr in aller Eile die Sterbesakramente. Sie verschied über der Zeremonie. Die Leiche wurde ins Gemeindehaus übergeführt und dort gebahrt. Als

man nach Feststellung der Personalien sah, daß die Familie der Verstorbenen nicht für das Begräbnis sorgen könnte, wurde nach Luxemburg telegraphiert, damit von dort aus das Nötige geschehe. Jeep erhielt von mitleidigen Seelen zu essen und blieb die Nacht über bei der toten Mutter. Ihm war alles eins. Er kam sich selbst wie ausgeräumt und tot vor. Was die Leute alles um ihn sprachen und verordneten, kam ihm so lächerlich geringfügig vor, da doch die Mutter tot war und er selbst auch nichts mehr auf dieser Welt zu suchen hatte! Da war's wohl einerlei, ob man in den Schnee gelegt wurde oder in ein Grab und ob viele Kerzen und ein Sarg und Blumen darum waren, oder ob man sacht zur Erde fiel, wie der frostgefallene Vogel, den sie gestern am Wege gesehen hatten, und der jetzt den dicken weichen Schnee über sich hatte, wie ein hüllendes Bettuch. Die Gestorbene lag ruhig in dem schwarzen Kleid das die Schwestern ihr angezogen hatten, nur die Nase war etwas spitzer geworden und der Mund gekniffener. Die Augen hatte man ihr geschlossen, und er hätte sie so gern noch einmal offen gesehen! Wenn sie auch rauh und gradaus gewesen war und ihn nicht eben verzärtelt hatte, so war sie doch die einzige gewesen, die um ihn gesorgt hatte, und die andern Menschen waren nichts als ein geschlossenes Feindliches, das einen mürrisch abwies und hungern ließ und darben. So war er jetzt verlassen wie ein Waldvöglein im Schnee.

Über diesen Gedanken schlief er mehrmals ein, so sehr er sich auch zusammenraffte, um der toten Mutter die letzte Ehre zu erweisen. Unversehens war der graue, fahle Morgen im Gemach und kroch und tastete umher wie ein Sucher, der nach Verlorenem Ausschau hält. Die Kerzen flackerten ab. Die Verlorene lag wie ein Kaltes, Schemenhaftes, Unwesentliches da. Ihn fröstelte. Er schüttelte etwas ab, das ihm das Blut zusammenzog und die Gefühle gerinnen machte. Er war nicht mehr zu Tränenergüssen und warmer Ergriffenheit bereit, denn der frostige Morgen machte ihn herb und tränenlos. Er starrte der Mutter ein weiteres Mal ins kerzenbleiche Gesicht. Die Schwestern kamen und mit ihnen die Lade. Man legte die Tote hinein.

Dann rasselte der Zug heran. Es waren nur einige Leute darin, die sich mit aufgeschlagenen Kragen am Fenster zeigten. Der letzte Wagen hatte einen besondern Anhänger für die Tote.

*Die Erlösung.*

In Luxemburg wurde die Leiche in die Klinik übergebracht, von wo sie am folgenden Tage beigesetzt werden sollte.

Jeep fand niemand, bei dem er Hilfe und Trost holen konnte, als die Familie Dicktus. So eilte er gegen Abend hinunter. Sie waren am Abendessen, und man lud ihn auch dazu ein, obwohl es wenig gab, nicht mal Kartoffeln, sondern nur Kohlrabi in weißer Brühe. Was ihn mehr schmerzte, war Joffs Unempfindlichkeit ihm gegenüber. Sie sprach von einem lustigen Ausflug, den sie gestern gemacht hatte. Er war wortkarg und ging weg, ohne etwas genossen zu haben.

— Das Schnudelzeug! sagte ihm Joffs Mutter in der Tür. Der Vater hat sie gestern Abend prügeln müssen! Geht Abend für Abend mit einem windigen Kerl aus, der sie nicht nehmen wird, da kann man Gift drauf schlucken! War auch gestern zum Ball mit ihm aufs Glacis. Da, scheint's, tanzt man mehr als je im Frieden! Aber die Rotznase ist noch nicht mal fünfzehn und weiß schon alles, was sie nicht wissen sollte! Also das Begräbnis morgen um drei! Da werden jedenfalls zwei oder drei von uns dabei sein! Aber was du jetzt machst, armer Junge!

Er lief weg, um seine Tränen nicht zu zeigen. Dann kam er in ihr leeres Haus, das kalt und düster und abweisend war.

Es gab an dem Abend kein Licht in der Stadt, denn die Elektrizitäts- und Gasarbeiter streikten. Sie taten es aus bitterer Not, aus Hunger und Überdruß, aber sie machten Tausenden von Familien, die ebenso arm und notdürftig waren wie sie, das Leben nur noch härter und trostloser.

So war die Nacht unsäglich trüb und freudlos. Nur hie und da brannten in den Häusern Öllampen und Kerzen. Im ganzen Grundviertel war kein Licht zu sehen, außer im Gefängnis, wo eine Petroleumlampe

gelblich schimmerte. Die Luft war grau und tief, mit herunterhängenden Fetzen, als wollte der Himmel auf die Erde sinken. Ein nasser, fröstelnder Wind wehte, und alles war düster und klebrig. Malvenfarbiger Widerschein lag einen Augenblick auf der Rhamhöhe und tauchte dann auch unter. Die Schwärze des Himmels bildete eins mit der Schwärze des Tales.

Bleich und frostig lag der Schnee auf der Erde, und die Lichter waren ausgegangen und die Sterne verhüllt!

Der Knabe schüttelte sich vor Kälte und Trostlosigkeit. Kein Stern oben, kein Licht unten! Sein letzter Trost war ihm am Abend entrissen worden. Er war allein in dieser öden, lichtlosen Winternacht. Das Zimmer war kalt und feucht, und es fehlte an Licht, Feuerung und Nahrung.

Einen Augenblick sah er noch im Geiste einen funkelnden Sternenhimmel, der in seiner Erinnerung weiterglänzte. Dann verfiel er in einen bleiernen Schlaf, den Träume und Alpdrücken immer wieder ängstigten.

Er verließ das Bett nicht mehr, auch nicht zu der Mutter Begräbnis, denn seine Körperschwäche nahm zu, und man hatte ihn schon am nächsten Tage ins Spital bringen müssen.

Nach einigen Wochen trug man auch ihn hinaus. Woran er starb, konnte der Armenarzt nicht sagen. Erschöpfung, Fieber, Apathie hatten das Uhrwerk des noch kindlichen Körpers fast mit einem Schlage stille gelegt.

Zu leben, zu essen, zu arbeiten hatte für den Knaben keinen Sinn mehr gehabt. Es war, sagten die Leute, eine Erlösung, daß er der Mutter so bald ins Grab folgte.

# Goldrausch und Rauschgold

## Sitten und Typen der Kriegszeit

NIRGENDS war das Leben im Krieg so von Grund aus geändert als in Handel und Gewerbe, die den Millionenheeren alles zum Leben und auch alles zum Kriegen Notwendige zu liefern hatten, um jeden Preis, auf jede Art.

*Emile Jeante*

— Garçon, un Pernod !

Man glaubte, das Grand Café in Luxemburg gehöre ihm zu dieser frühen Abendstunde, wo noch wenige Gäste im Lokal waren.

— Et la « Frankfurter » de ce matin, Jean !

Er mußte gut gelitten sein, denn der Kellner bediente ihn mit zuvorkommender Eile.

— Encore un peu de gomme ! Comme ça, merci !

Das Ausmaß des grünen Giftes, das ölig ins Glas floß, war reichlich. Er ließ Wasser über ein Stück Zucker träufeln, das quer auf einem siebartigen Löffel lag und blätterte in der Frankfurter.

Nicht lange, dann stand er am Kassentisch :

— Est-ce qu'il n'y a pas de correspondance pour moi, Madame ?

Auf die verneinende Antwort hin setzte er sich wieder, nachdem er mit vorquellendem Blick das ganze Lokal gemustert hatte. Räusperte dann seine leicht angerauhte Stimme und setzte seine « verte » an. Sein dicker, behäbiger Kopf verschwand hinter der Zeitung.

Er sprach schon wieder zum Kellner, in vollem melodischen Baß. Von mehreren Tischen, wo man auf den dritten oder vierten Mann zum Whist oder Skat wartete, sah man herüber :

— Il paraît qu'ils vont attraper une râclée là-bas. Cela ne va pas bien du tout pour l'armée du Kronprinz.

Nachrichten dieser Art waren immer einer guten Aufnahme sicher.

— Oui, il paraît qu'à... Folgten geographische Namen, die ziemlich unbekannt waren, und technische Details, die den Hörer verblüfften.

Die alten Herren lauschten begierig. Das konnte man weiter erzählen, das war apart und unveröffentlicht! Aber sie ließen sich in kein Gespräch ein. Man wußte nicht, wer im Lokal war. Schon Kellner waren verdächtig, und irgend eine Äußerung konnte aufgefischt werden und einen in irgend eine schwarze Liste bringen. Man schlug ja los, wenn man unter sich war, bei alteingesessenen, erprobten Freunden. Aber dieser da, den man hie und da auftauchen sah, sprach viel zu viel! Allerdings ein Franzose schien's, und daher von vornherein des allgemeinen Wohlwollens sicher. Aber nicht zu nahe herankommen lassen, bis man Sicherung hatte! Man konnte nie wissen!

An diesem und jenem Tisch senkten sich die Hände, welche die Karten zum Abheben hinreichten. Die Partnerhand griff ein, die Spiele begannen.

— Hé, Jean, un Amer Picon!

Der Fremde hatte seine «verte» schon geschlürft und verlangte nach einem andern Reizmittel.

Das Café füllte sich. Ausländer traten ein, meistens Geschäftsreisende, daneben deutsche Offiziere in Feldgrau. Der Franzose verneigte sich vor einem der letzteren. «'n Abend, Herr Oberleutnant!» Der Säbel rasselte, und der Oberleutnant hob die Hand an den Mützenrand.

— Jean, du papier à lettres! Jetzt schrieb der laute Gast ein paar Briefe.

— Jean, portez-moi ça tout de suite à la boîte! Mais donnez-moi d'abord le «Wort» et l'«Escher»!

— Il paraît que cela ne va pas mal là-bas, à la Somme, wandte er sich jetzt vertraulich an einige jüngere Burschen, die sich an den Tisch neben ihm niedergelassen hatten.

— Oui, Monsieur Jeante, vous avez des nouvelles? antwortete einer von ihnen.

— Mais oui, comment allez-vous donc, Monsieur..? Er reichte jenem die Hand hin... « Quoirin, de Luxembourg », half der andere seiner Gedächtnisschwäche nach.

— Ah oui, nous nous sommes vus l'autre jour chez... Jeante nannte das beste Hotel der Stadt, und der andere kam sich nicht minder wichtig vor, sich im Zusammenhang damit erwähnt zu sehen.

— Ah, c'était rigolo ce soir-là! Ces messieurs permettent? Und er setzte sich zu den Angeredeten.

Quoirin stellte vor: Monsieur Emile Jeante, de Charleville, mes amis Plier, Reiles et Resch.

Jeante hatte schon wieder das Wort.

— Pensez donc que j'ai une grosse affaire en main, un marché intéressant, que Flœner, vous savez le gros industriel d'Esch, m'a proposé hier soir.

Die anderen waren voll Ehrerbietung. Mit Flœner Geschäfte zu machen, war schon eine Auszeichnung.

— Il y avait aussi le député Gurgot et un directeur d'usine, chose, le nom m'échappe. — Ah bonsoir!

Jeante ging an einen Ecktisch jemand die Hand reichen.

— Wer ist der Franzose? fragte Plier leise, ihn seitwärts musternd.

Der Frager hatte eine rote Nase, die sich zwischen einer hohen Stirn und einer tiefen Gesichtshälfte klein, keck und isoliert erhob. Die blaugrauen Augen funkelten sicher und eindringlich hinter dem Kneifer, die Wangen und der Nacken waren mit Hitzbläschen übersät, die Finger drehten an einer Zigarette.

— Chic type! erwiderte Quoirin. — Hat eine feine Wohnung am Stadtpark. Ist verwandt mit den Mirget von Nancy. Sein Onkel besitzt ein Schloß nicht weit von Longwy. Er wurde dort durch den Krieg überrascht und ist seither hier. Macht Geschäfte in großem Stil. Hat gute Verbindungen in der Gesellschaft.

— Er sollte an der Front sein, versetzte Plier und blies energisch den Rauch seiner eben angezündeten Zigarette nach oben.

Jeante kam zurück und lud die vier, da sein Wagen eben draußen sei, zu einer Fahrt ins Bahnhofsviertel ein. Quoirin blieb im Café, die drei andern nahmen an.

Der ganze ungeheure Umsatz, der für Millionenheere nötig ist, und die daraus erfolgende Knappheit der zum Leben notwendigsten Dinge hatten seit dem Krieg den ganzen Bodensatz der besseren Gesellschaft — die Entgleisten, die eleganten Müßiggänger, die durch den Krieg vom Studium Abgekommenen, alle Unsicheren und schnell Fiebernden, aber daneben ebenso viele zweideutige Elemente aus den niederen und niedersten Klassen, sowohl Einheimische wie Fremde: kurz, ein Magma wie man noch keines gesehen hatte — in das Schiebertum und den Kettenhandel geworfen. Das alles war wie Pilze im August aufgeschossen und hatte seine goldenen Tage.

Jeantes Wagen hielt vor dem Café X. am Bahnhof, in dem sich damals Tag für Tag die Geschäfte des Kettenhandels abwickelten. Die Ankömmlinge wählten, da alles dicht besetzt war, einen Tisch am Fenster, an dem schon drei Herren saßen. Plier, der ziemlich jedermann kannte, stellte sie vor als die Herren Mayérus, Gremling und Reis aus Luxemburg. Die Namen waren bekannt: Bürger der besseren Gesellschaft. Jeante war allsogleich voll devoter Zuvorkommenheit.

Armand Mayérus war aus alteingesessenem Geschlecht und überall empfangen. Er galt als unsäglich reich und unsäglich geizig. Die beiden andern, ein im Handumdrehen wohlhabend gewordener Lederhändler und ein Kaufmann der Lebensmittelbranche, waren mit ihm gekommen, um sich das Treiben hier anzusehen. Da nach der Vorstellung das Gespräch stockte, sahen die neuen Gäste ebenfalls sich eine gute Weile das Lokal an.

Es war besetzt wie bei einem Jahrmarkt oder einer Kirmes. Ein Summen, ein Branden von Stimmen, aus dem hie und da ein höher gehender Spritzer ans Ohr schlug. Umherstehen, Umhergehen Einzelner. Kartenspieler- und Triktraktische mit müßigen Zuschauern an den Flanken. Aus- und Eingehen zum Telephonabteil, Hervorziehen von Brieftaschen zum Nachschlagen, Notizeintragen, Durchlesen von getippten Briefen und Zahlenreihen, Nachrechnen auf Papierbogen, Rauchschwaden in der Luft, leere Ziga-

rettenpäckchen am Boden. Nur wenige Kopfbedekkungen hingen an den Haken. Die meisten saßen breit oder schief auf den gebräunten Dorf- oder blassen Stadtgesichtern.

— Das ist die Bande, die das Land aussaugt, sagte Plier angeekelt! So ist es Tag für Tag hier. Die Kellner sind noch die anständigsten Leute im Lokal. Man erzählt sich, der *patron* habe die Zinnendeckel der Humpen abnehmen lassen, weil sie sonst gestohlen worden wären!

Beim näheren Zusehen lösten sich Gruppen ab, stachen Typen hervor, waren Klassen und Arten zu unterscheiden.

Der Händlertypus mit Mütze und Leggings war besonders häufig. Die Händler alten Schlages, aus dem Dorf oder dem Landstädchen, erkannte man direkt an der gesunden Gesichtsfarbe, dem gebräunten Hals, dem breitsitzenden, weit auslangenden Schnurrbart, den dick quellenden, harten, langsamen Augen. Kleidung und Habitus hatten sich gegen früher gehoben. Stehkragen, Krawatten, gutsitzende Kleider, breite Uhrketten. Nur einer in der Schaube erinnerte noch an die frühere gröbere Art. Er schmauchte auch noch seine Pfeife und spuckte aus, während die andern Dampf aus Zigaretten und Zigarren aufbliesen.

Die städtische Art war die des Kaufmanns unteren Ranges und des Geschäftsreisenden. Dicke Gesichter, Glatzenschädel. Gold und Ringe und viel Simili. Faule Existenzen, die der Krieg aus bescheidenem, regelrechten Einkommen auf höhere Geleise gebracht. Junge Burschen, die blaß und blasiert, von Spiel, Wein und Weibern übernächtigt aussahen. Darunter frühere Beamte, Angestellte, Kellner, die von der Not der Zeit oder der Gier ihrer Seele auf die Wege des Kettenhandels, Schmuggels und Wuchers gekommen waren.

Jüdische Typen, vollbärtig oder glattrasiert. Ein Tisch war ganz mit ihnen besetzt. Viele mit ausländischen, meistens slavischen Gesichtszügen.

— Das sind die Altmetallhändler oder Galizier, sagte Plier. Sie haben auch ihre eigene Börse auf einem ersten Stock hier herum.

Einige junge Burschen mit bleichen Großstadtgesichtern fielen besonders auf. Von glatter, gleitender Wieselart, hatten sie die Tünche der Eleganz und würden ebensowohl als Mädchenhändler in Buenos-Aires, als Spieler in Monte-Carlo oder als Winkelagenten in Paris zu Hause gewesen sein. Einer, der kaum achtzehn zählte, trug die ganze Zeit über den einen Handschuh in der Hand, während er den andern übergezogen hatte. Er hatte Schnurrbartflaum an der dünnen Lippe und bewegte sich leicht umher, zuletzt bei Landsturmleuten Platz nehmend. Ein anderer mit Hammelnase, fahlem Teint und gelblichem Anzug, mit Augen, die immer unterwürfig nach unten gerichtet waren, gestikulierte mit einem älteren Stammesgenossen, der mit seinem ungestutzten Vollbart und seiner gebückten Haltung dem Typus des polnischen Juden am nächsten kam.

Außer ihnen waren einige Deutsche besonders auffällig. Einer schob mit behäbiger Gutsbesitzer- oder Hausmeistermiene umher, nahm sich bald hier, bald dort einen der luxemburgischen Händler beiseite, notierte am Comptoir, ging ans Telephon hinaus und war ebenso schnell wieder da, um an einer andern Stelle frisch anzuknüpfen. Blühend, wichtig. Ein pfiffiges, breites, glattrasiertes Lakaiengesicht, mit halbem Schnurrbart, Äuglein, die zufrieden und protegierend blickten, kurzgeschorenem, weit ausladendem Hinterkopf, der unter der schiefen englischen Mütze sich weit rundete.

— Ich habe Ihr Telegramm gestern nicht bekommen, bemerkte er vorwurfsvoll zu einem der Burschen.

— Ja, ich konnte nicht.

— So was tut man nicht!

— Wie weit ist es denn von Götzingen nach...? fragte er einen andern, ältlichen Mann, der eher vom Schlage der heraufgekommenen Arbeiter, Feldhüter oder Jagdgehilfen zu sein schien.

Ein zweiter in Feldgrau, mit jungem, hübschem germanischem Gesicht, kecken, braunen Augen, die sich oft schelmenhaft zusammenkniffen, und einer Konzentrationsfalte über der Nasenwurzel, schien seine Verhandlungen, die er besonders mit den Israeliten führte, spöttisch überlegen zu betreiben.

— Drüben, erklärte Plier weiter, seht ihr die Seifenhändler zusammen. Sie stehen mit der Chemie auf gutem Fuß, einer wollte sogar Chemiker werden, findet aber seine jetzige Beschäftigung einträglicher. An den Tischen daneben seht ihr einige unserer berüchtigsten Luxemburger Wucherer. Der mit den rotklecksigen Wangen, mit Vollbart und Mütze, kauft und verkauft alles. Der mit dem bleichen Gesicht und der Glatze ist ein Landesproduktenhändler aus der Provinz, überdies auch Mädchenhändler. Der Breitköpfige, Stämmige daneben ist ein Metzger, der reich geworden ist und jetzt gern einen Hof Schmarotzer um sich hat. Er liebt die augenfällige Ehrbarkeit und wird wohl bald nicht mehr hieher kommen. Der mit dem Pfaffengesicht ist ein früherer Bureaubeamter und heute Geldvorstrecker...

Jeante hatte jetzt einige Flaschen Wein bestellt, da es, wie er sagte, sein vierzigster Geburtstag war. Man mußte ihm wohl oder übel Bescheid tun. Er sprach in bester Laune von großzügigen Projekten, die er nur so aus dem Ärmel zu schütteln schien. Sie lagen, wie er sagte, in der Luft, wurden aber infolge des Kleinstadtgeistes, der hier herrschte, nicht richtig erfaßt, und wenn man darauf kam, nicht richtig angefaßt.

Zunächst, sagte er, müsse man daran gehen, eine Immobiliengesellschaft zu gründen, welche das Plateau Bourbon anbauen und außerdem eine gedeckte Passage zwischen Großstraße und Paradeplatz herstellen würde. Ein Millionenunternehmen, das Hunderttausende einbringen würde! Das zweite Projekt ging auf belgische Dolomitgruben, welche den Deutschen noch nicht bekannt seien! Man würde sie billig haben, da die Besitzer sie jedem gern überließen, nur nicht den Deutschen. Und wenn Neutrale sie hätten, könnte die deutsche Verwaltung nichts dagegen machen! Das dritte war eine große Affäre mit Terpentintanks, die in Antwerpen lägen und für die er schon eine Ausfuhrbewilligung erwirkt habe. Das vierte war ein finanziell-kommerzielles Zeitungsunternehmen...

Seine Augen rollten, und sein Mund wässerte, wenn er von all den Profiten sprach, welche diese großen Spekulationsobjekte einzubringen versprachen.

— Geschäft ist Geschäft, sagte er. Und wenn ich die Boches dazu nötig habe, muß ich mich eben gut mit ihnen halten! Sie sehen, Parteiwesen, auf das man hier so viel gibt, kenne ich nicht. Ich war gestern beim Herrn Staatsminister. Er bot mir eine Zigarre an, es war aber kein Streichholz da, und statt zu schellen, ging er es selbst holen! Ich war verlegen, weil ich kein Messer hatte, die Zigarre abzuschneiden, aber da er schon angezündet hatte, biß ich schnell das Ende ab. Es war unhöflich, aber ich mußte es tun. Einem solchen Mann könnte ich nie Gegner sein!

Man fand die Projekte weitsichtig und großzügig, hielt aber sonst zurück. Mayérus allein war interessiert. ohne es merken zu lassen und hing an des Redners beredten Lippen.

Als man sich trennte und er beim Hinausgehen wie zufällig neben Jeante ging, lud er ihn unauffällig ein, als Revanche, wie er sagte, am nächsten Tage eine Flasche mit ihm im Bürgerkasino zu trinken.

*Bei den Mayérus.*

— Wir haben, lispelte Frau Direktor Mayérus, alle Umstände wohl erwogen. Die Sache ist so sicher wie Gold (Sie sprach das l silbisch, nach Luxemburger Art). Uns kann man nicht so leicht hinters Licht führen! Und überhaupt, wer da noch zweifeln kann! Nach dem was heute Abend hier serviert wird und der Gesellschaft, die hier versammelt ist!

Sie blickte zur Bekräftigung um sich und zuckte die mageren Schultern, deren Schlüsselbeine sich in dem halben Decolleté gegen den Hals zuspitzten.

Frau Gurgot, ihre Tischnachbarin, sagte nichts mehr. Sie sah, daß weiterer Widerspruch einem Bruch nahekäme, und sie hatte ja auch alle ihre Einwände vor die rechte Schmiede gebracht. Zur Ablenkung fügte sie dann hinzu:

— Ich glaubte, Ihre Maisy habe es mit André Rischette! Es ging schon letzthin das Gerücht von seiner Verlobung.

— Ach ja, ma chère, haben Sie diese Albernheit auch schon gehört! Das war so eine Liebelei vom Tanzkursus her! Er war regelrecht verschossen in die

Maisy! Sie hatte soviel succès, wissen Sie, von jeher! Und sie sahen sich gern, das muß ich sagen, und es hätte auch was aus der Sache werden können. Aber das hier ist doch die bessere Partie! André ist zwar Advokat und hat sogar Anwalts- und Notariatsexamen gemacht, ist außerdem ein guter Junge, mit dem unsere Maisy nicht schlecht «gefahren» wäre. Aber was ist das alles in unseren Zeiten? Heute sind Industrie und Geschäft oben. Und hier handelt es sich um wenigstens eine Million, daran ist nicht zu tippen! Ah, da kommen sie zur Polonaise. Da müssen wir auch noch mit, Madame Gurgot! Maisy und Herr Jeante führen den Tanz.

Sie waren, etwa zwei Monate nach obigen Vorfällen, in zahlreicher Abendgesellschaft bei Jeante zu Gaste. Das Abendessen hatte aus sieben Gängen mit entsprechenden Weinen bestanden. Die Kosten wurden von den Teilnehmern auf dreitausend Franken bewertet. Man hatte an separaten Tischen zu je zwei Paaren gegessen. Eine Musikkapelle spielte während des Mahls in einem Alkoven, der von venetianischen Ampeln erhellt und mit Glasperlenschnüren diskret abgesondert war.

Nach dem Essen war man zum schwarzen Kaffee — es war noch echter, mit echter Chartreuse und echtem Dreistern-Cognac, wie der Gastgeber hervorgehoben hatte — in die türkischen Gemächer hinübergegangen. Echte orientalische Teppiche an den Wänden und auf dem Fußboden. Tiger- und Wolfsfelle vor den Divans. Ein bretonischer Schrank. Auf den Consolentischen ein gestopfter Pfau, ein Kupferadler, ein Silberreiher. Eine Anzahl guter Bilder, darunter ein echter Meissonnier, ein Franz Pidoll und ein großer Munkaczy.

Beim Anzünden der echten Importe hatte Jeante sie so lachen getan mit den Streichholzschachteln, aus denen beim Öffnen entweder ein Männchen auffuhr oder beim Zugreifen die Streichhölzer unter Glas fest verschlossen blieben. Die Herren hatten besonders an der Mirabelle Gefallen gefunden, die vom Jahre 1880 stammte. Herr Advokat Hipp hatte einen Speech auf den Hausherrn gehalten. In der Form eines Traumes: er war in diesem Jahre des Heils 1917 zu Fuß gekommen, auf seinen neuen Schuhen, die 250 Franken

gekostet hatten — sein Auto fuhr nur noch zweimal im Jahre — da waren ihm zwei Damen begegnet, die ihn auf den rechten Weg geführt hatten, ihm erzählt hatten von einem liebenswürdig-gastfreundlichen Haus, in dem Energie und Menschenfreundlichkeit wohnten. Hier folgte eine schmeichelhafte Schilderung des Wirtes. Und er könne auch verraten, wer die zwei Frauen gewesen seien. Es seien La France und Le Luxembourg gewesen, und vereint haben sie ihn in dieses hohe Haus und in diese erlesene Gesellschaft geführt. Sein Toast auf Jeante wurde mit donnerndem Applaus aufgenommen. Der Hausherr antwortete mit einer Gesundheit auf die Damen, die er als kostbare Perlen in schlichtem Rahmen schilderte, welche erst in einer Prachtfassung zur richtigen Würdigung gelangten.

Unter Schwatz und Lachen kam dann die Polonaise. Der Gastgeber eröffnete sie mit Fräulein Maisy Mayérus, die, trotz der Anerkennung ihrer Mutter, nicht grade als schön gelten konnte. Sie hatte ein weißes Gesicht und strohfarbige Haare, und viel Lachen ersetzte ihr das Sprechen.

Frau Mayérus und Frau Gurgot wurden von einem hohen Beamten und einem Offizier geführt. Fünfzehn Paare machten die Runde durch die weiten Räumlichkeiten.

Zwar gab es einen kleinen Schrecken, den typischen Kriegsschrecken, aber er war glücklicherweise ohne Folgen und nicht von langer Dauer! Die Sirene!

Ein gezogenes trauriges Tuten, als ob die Ruhestörerin sich ihrer Rolle schämte. Zuletzt schnörkelte und torkelte der Ton wie eine Gießkanne, die im Stiel wacklig geworden ist und ihre letzten Tropfen verstreut.

Die Damen rotteten sich ängstlich zusammen. Die Herren gingen ans Fenster und horchten, wie die Stampfe der Bomben weit hinten, im Escher Bassin, einsetzte.

— La séance continue, rief Jeante jovial, und sein Mut wurde viel bewundert. Glücklicherweise wurde bald darauf abgetutet. Aber die gute Stimmung kam nicht gleich wieder auf. Das Dienstmädchen, das Wein, Gebäck und Limonade auftragen sollte, zitterte noch immer, und die Köchin mußte ihren Dienst tun!

Die Musik spielte eine schwermütige Weise von Chopin, und alles war vertieft und andächtig, als Elie Dumong die gute Laune wieder herstellte. Er war Kaufmann und der Spaßvogel des Abends. Dicke Hände, dicker Kopf mit Schnurrbart und Mücke, Elephantentritt. Er hatte die Gesellschaft schon beim Tanzen lachen getan, als er, da er fürchterlich schwitzte, drei Taschentücher nach einander verbraucht hatte und zuletzt violette Ziertüchlein aus der Obertasche nahm und sich damit zuerst fächelte und dann abwischte.

— Das langt für einmal zum Abwischen, sagte er und lachte im Kreise herum. Seine Frau stieß ihn strenge an, aber er lachte weiter. Sein Schwitzen und sein Mut kamen nicht bloß vom Tanzen, sondern auch von einer tüchtigen Dosis Alkohol, die er genossen hatte. Denn in nüchternem Zustand war er selten aus sich heraus zu bringen. Mitten in der pathetischsten Stelle des Nocturne war er plötzlich im Seitenzimmer, zog die zwei Gardinen zusammen, sodaß nur seine Nase und ein Auge hervorlugten und flüsterte, zu der schönen Madame Bartz gewendet: Je risque un œil! Alles hielt sich zurück, um nicht zu platzen, denn er machte Anspielung auf einen Witz, der in Männerkreisen umging und auch den Damen nicht unbekannt schien.

Frau Bartz war Französin. Sie hatte einen schönen Mund und zwei Reihen perfekter Zähne, lächelte immer ruhig und halb stolz und war dabei marmorkalt. Selbst beim Tanzen drehte sie sich langsam, da sie, wie sie flüsterte, leicht Schwindel hätte. Über ihre braunen Augen hingen die immer gleichen Seidenvorhänge tiefer Wimpern. Dumongs plumpe Huldigung schien ihr eher zu gefallen, als zu mißfallen, denn ihr Lächeln folgte ihm überall, wie das Projektionslicht der Diva auf der Bühne.

Jeante hatte ebenfalls dem Trank stark zugesprochen und hob jetzt sein Glas.

— Je bois à une santé qui nous est chère à nous tous, rief er jetzt aus. C'est la mienne!

Alles fiel lachend ein. Fräulein Maisy, die neben ihm saß, stieß liebenswürdig mit ihm an und blickte ihm tief in die Augen.

— Musique ! rief der Gastgeber dann. Tour de dames ! Je vais voir qui m'aime !

Die Musik intonierte einen Walzer, und Maisy Mayérus verneigte sich vor ihm mit all der Freude, deren ihr bleiches Gesicht fähig war.

— Viens, Maisy ! sagte er und faßte sie am Arm. Vivent les amoureux !

— Ein verflixter Kerl ! sagte Deputierter Gurgot zu Dumong, der diesmal nicht tanzte, da sein Vorrat an Taschentüchern erschöpft war. Da spinnt sich was an, das einer Liebschaft verflucht ähnlich sieht !

— Ist schon da ! Und warum nicht ? rief Dumong. Ein feiner Kerl, hat gute Küche und gute Weine und weiß das Leben zu genießen ! Ich sehe mal wieder nach meiner Französin. Je risque encore un œil !

Und er war schon wieder bei den Vorhängen und tat die Tänzer mitten im Tanz kichern und halb platzen, bis seine Frau ihren Tanz abbrach und ihn wegholte.

Gegen zwei Uhr wurde unerwartet Champagner serviert. Jeante schlug an sein Glas, diesmal gesetzt und ernst. Maisy saß blaß und strahlend neben ihm.

— J'ai encore une nouvelle à communiquer à l'illustre compagnie qui a daigné se rassembler ce soir sous mon humble toit. Je vous annonce mes fiançailles avec Mademoiselle Maisy Mayérus, assise à mes côtés.

Verlobungskuß, brausendes Hurrahrufen, Gläserklingen, zweite Rede von Advokat Hipp, komischer Versuch von Elie Dumong, Frau Bartz ebenfalls mit Kuß zu beglückwünschen, und Zerdrücken von ein paar Krokodilstränen in seinem pudelnassen violetten Taschentuch, als es ihm mißlang.

Erst gegen vier Uhr war allgemeiner Aufbruch.

Die große Silberplatte des Vollmondes drängte die zuckenden Sternlein zurück, bleichte das Blau des Himmels, überdunstete den abfallenden Horizont und überstrahlte die Stadt. Die eine Hälfte der Straße war davon übermilcht. Neben den Menschen, die dort gingen, schoben graue Silhouetten.

— Ja, so sind die Luxemburger, sagte Bartz, der neben Gurgot nach Hause schritt, mit dem er als Altersgenosse auf Du stand. So sind sie, glaube mir, von

jeher! Zeig Geld, fahr im Auto, wohne erstklassig, versprich ihnen goldene Berge und gib ihnen einen leckeren Abschlag davon in der Form von feinen Soupers! Dann bekommst du ihr Geld ohne Kritik, ihre Töchter, ihr Lächeln und ihre Demut, ihren Glauben, ihre Hoffnung und ihre Liebe, sogar ihre Vorurteile und Respektabilität. Mir ist die Sache höchst verdächtig! Aber eigentlich geht es mich nichts an! Der arme Rischette! So ehrlich in sie verschossen! Das ist heute selten! Und nun wo's einmal der Fall ist, muß diese Großmannssucht dazwischen kommen! Sobald es glänzt, erkundigt man sich nicht einmal, welcher Art das Metall ist!

— Ach was! fiel Gurgot ein. Das sagt meine Frau auch! Aber man muß zeitgemäß sein, sich einschalten, oder leiden, daß man ausgeschaltet wird! Ich gestehe ich habe diese Heirat begünstigen helfen. Denn früher gehörte Maisys Vater zu meinen speziellen Freunden. Und ich bin froh, daß es ging! Glaube mir, hier ist das Metall echtes Gold! Ich hab auch meine Erkundigungen eingezogen, und du kennst den Mann hier als vorsichtig genug! Realpolitik ist die Sache! Heute gehört die Welt dem Kaufmann, nicht mehr dem Advokaten. Den Leuten von heute, nicht denen von gestern! Etwas Blut und etwas Schmutz, das gehört mit zum Geld, wie zum Krieg. Und der Krieg ist ja der große Reiniger, der Tatengebärer, wie man sagt, der Erlöser! Tatenmenschen, Ellenbogenmenschen vor! Und wenn es jetzt im Westen gut geht...

Über dem Westen kollerte der Geschützdonner, wie wenn eine Fuhre schwerer Steine jäh umkippt und über einen Damm kollert...

*Ausklang.*

Plier, Resch und Bartz saßen im Grand Café zusammen. Während sie auf den Abendbericht warteten, kamen sie auf das Ereignis zu reden, das sich seit einigen Tagen herumsprach. Einige Wochen nach seiner Verheiratung war Jeante spurlos verschwunden. Die Mitgift hatte er mitgenommen. Es hieß, er sei von Ulflingen aus zu Fuß nach Holland, und man würde wohl nie wieder von ihm hören. Hinterlassen hatte er,

außer seiner Frau, nichts als Schulden. Die Möbel waren hypothekiert.

— Eine verfehlte Existenz mehr, Frau Jeante! sagte Bartz. Und die Eltern ebenso aufs Eis gegangen wie die Tochter. Alles wollte hoch hinaus und ist an die Sparren angerannt.

Er sah aus wie ein strenger Sittenrichter und ein weiser Berater, welcher der Sache sicher eine andere Wendung gegeben hätte, wenn man ihn vorher ins Vertrauen gezogen hätte.

— Herrje! meinte Plier, welcher die Sache von der hohen Warte nehmen wollte. Dem Windhund habe ich nie getraut. Ein moralischer Blindgänger, der über kurz oder lang verpuffen mußte. Und was hat so ein Fall heute zu sagen, wo alles in den Fugen kracht? Krieg ist Massenschicksal, in dem der einzelne untertaucht; Naturzustand, in dem es keine Zivilstandsregister gibt; Erdrutsch in den Völkerschicksalen. Die Werte kollern, und die Menschen haben den Koller. Jeante-Mayérus ist nur eine Episode in der großen Umschichtung unserer Zivilisation. Morgen spricht niemand mehr davon! Ein Unglück wird ja heute besprochen wie früher ein Schnupfen. Man hat keine Zeit zum Verweilen, wenn täglich neue Schicksalstücke neue Opfer fordert. Sehe jeder wie er's treibe, schrieb Gœthe wahrscheinlich auch während eines Krieges. Aha, da ist der Bericht!

Im Westen hatte eine neue Schlacht begonnen, wo die Menschen fielen wie Gras in der Mahd.

# *Aus der Tiefe der Not*

**Eine Skizze (1918).**

EIN bedeckter Aprilhimmel mit Nordwind und treibenden Wolken, an einem Sonntagmorgen 1918. Durch die Straßen spann Feiertagsruhe, in welche die geputzten Menschen mit Schritten der Andacht oder behaglichen Schlenderns anmutige Bilder woben.

Jenseits der Brücke, die wie ein gespreizter Vielfüßler über das Petrußtal greift, bog ich auf Bonneweg zu. Flieger waren ja bei dieser Wolkentrift, hinter welcher die Sonne vergeblich Durchlaß begehrte, nicht zu befürchten!

Der Ort klammert sich in der Form einer Kaulquappe um den vielstrahligen Hauptbahnhof, dem er sein wimmelndes Emporkommen, aber auch sein Kriegselend verdankte. Zwei Fliegerangriffe in der Vor- und Nachosterwoche dieses Jahres hatten Trauer und Entsetzen in ihm verbreitet und Massenflucht aus ihm bewirkt. Mit dem notdürftigsten Zimmer- und Küchenhausrat versehen, waren die Einwohner auf allen Straßen übers Land verweht worden. Was blieb, war finster verschlossene Öde, grausiges Erinnern und schreckhafte Einsamkeit.

Von dem hochragenden Verlorenkost führt die Hauptstraße den Bahnkörper entlang um die Station und sendet beständig Ausläufer, die als unregelmäßige Häuserzeilen in grünende Saatfelder hinein und in die Alzettesenke hinunterführen. Jenseits der Senke wieder andere Plateaux, von Buchenwäldern durchsetzt.

Nicht grade ein schöner Fleck Erde, denn er ist verrußt, verstaubt, im Bau verzettelt. Kleinhäusergassen ohne Mittelpunkt und ohne Schönheit. Kirche und Schule am Kopfende wie angeflickt. Im Zentrum die alte Bauernortschaft und die Ruinen eines Klosters,

in welche Arbeiterhäuser und eine Fabrik eingenestelt sind. An der Felderseite Villenstraßen und Spuren reger Bautätigkeit, die aber durch die Schrecken der Heimsuchung unterbrochen worden war.

Durch leere Straßen hallte mein Schritt. Ein Briefträger ging eben die wenigen Häuser ab, die noch bewohnt waren. Geschlossene Fensterläden, verrammelte Türen, mit Sandsäcken verstopfte Kellerluken. Hie und da ein Geschäft, das nicht hatte schließen können, und Arbeiterwohnungen, deren Inhaber in der allgemeinen Panik die Mittel nicht gehabt hatten auszuziehen. Aus verschlossenen Wohnstätten kamen Ausgewanderte mit Paketen und Reisetaschen, in denen sie Vergessenes abgeholt hatten. In einem Hause klimperte ein melancholisches Piano. Zwei Knaben lugten auf die knallroten Schilder der Unterstände und buchstabierten an dem neuen Worte « Abri » herum. Ein Mann sagte zu einem Burschen, augenscheinlich einem Bahnarbeiter : Und wenn jetzt keine Angriffe mehr stattfinden, dann ist man umsonst ausgezogen !

Zwei arme Frauen ohne Hut, mit abgeschlissenen Kleidern, deren untere Borten schleppten, Wolltüchern um den Hals, Pantoffeln an den Füßen, schoben traurig die Straße entlang. Hie und da ein Karren oder Möbelwagen vor einem verlassenen oder bald zu verlassenden Hause.

Und überall die Reste des Auszuges : alte Hefte und Ansichtskarten, Schachteln, rostiges Eisen, verstreutes Stroh. Um die Einschlagstellen herum das Betrübendste : die Haufen von Glasscherben in den Rinnen ; die zersplitterten Türen ; die zerbeulten Mauern ; die blinden Scheiben, über welche man Latten genagelt hatte ; die zerfetzten Vorhänge und Rolläden, die in der leisen Luft klapperten und baumelten ; die halb eingestürzten oder eingerissenen Erdgeschosse ; die Hunderte von Hausgegenständen, welche zerschlagen oder als Abfall ins Gerümpel geworfen waren : Medizinflaschen, Ofenröhren, Schachteln, eiserne Töpfe, Tapetenstücke, alles Mögliche. Bis in die Dachfirsten hinauf hatten die Bomben Steinstücke herausgebohrt, Ecken weggerissen, Fenster gesplittert. Ich hob ein Holzstück auf, an dem vertrocknetes Blut klebte. Hier

war einer erschlagen und der weggerissene Kopf ein paar Dutzend Meter weggeschleudert worden..... Unfertige Häuser waren schon verschandelt, ehe sie bewohnt werden konnten. Haufen alter Bausteine lagen an dem Feldweg, in dem ebenfalls zwei sorglose Wanderer von Splittern getötet worden waren. Gärten, auf welche die weißen Blüten der Birnbäume niederrieselten und Rotbrüstchen lustig hopsten, lagen ungepflegt. Alte Anschläge meldeten Fastnachtsnummern der Volkstribüne. Wahlversammlungen, Kinoschlager...

Aber rundum, besonders an den Ausläufern der Ortschaft, wo's in die Gärten und aufs Land hinaus ging, feierte der Frühling sein Fest, wie überall im Lande!

Bei einem der letzten Häuser waren ein Mann und eine Frau eben mit Graben beschäftigt. Eine ältere Frau saß auf der Bank vor der Tür. Die Mauern trugen ebenfalls die Spuren von Splittern. Durch die scheibenlosen Fenster sah man in eine Küche, in der ein Hund unablässig bellte. Es war ein eigentümlich melancholisches Bellen, wie Hunde es von sich geben, wenn Flieger kreisen und Bomben aufprallen. Einige Apfelbäume von seltener Fülle und Pracht umrandeten die Szene mit weißrosa Blütenschaum.

Ich fragte den Mann, um aus diesem Unheilsviertel herauszukommen, nach dem nächsten Weg zur Station. Als er mir Bescheid gab, sah ich erst, daß ich ihn kannte. Es war einer der Kartenkontrolleure der Bahnsperre. Sein gutmütiges Gesicht hatte etwas Starres, die Augen etwas Gläsernes bekommen: Gesichtsausdruck, den man bei Soldaten sah, die von der Front zurückkamen.

— Ist diese ganze Gasse ausgezogen? fragte ich, mehr um weiter zu reden, als um die Bestätigung von etwas zu hören, das augenfällig war.

— Ja Gott! erwiderte er, ganz Bonneweg zieht aus! In diesem verfluchten Ort sollte niemand bleiben!

— Nun, man ist jetzt überall in Gefahr! suchte ich ihn zu trösten.

Ich wußte, es war nichtssagend. Aber ich nahm an, daß er wegen Mangels an einer geeigneten Unterkunft oder aus Armut sein Haus nicht hatte verlassen können.

— Vielleicht kommt's nie wieder hierhin ! fügte ich hinzu.

— Und dann ! Was verschlägt's ? sagte er und wischte sich über die Stirne, als wollte er eine Art Schmerz von den Augenwülsten verscheuchen. Die Frau und ich, wir sind parat, wir würden uns schon gerne treffen lassen !

Ich erkannte den Mann nicht mehr ! Früher war er lebhaft gewesen und hatte sich viel in beruflichen und sogar politischen Versammlungen betätigt. Jetzt war er mürbe und gebrochen.

— Ich wollte ja zuerst auch fort, hub er wieder an. Aber hier ist eine, die will überhaupt nicht von hier !

Dabei blickte er langsam nach seiner Frau um.

— Man hat uns Wohnungen angeboten, sogar gratis, wenn wir anderswohin ziehen wollten. Von der Gemeinde aus und auch von Leuten auf dem Lande. Ich wäre ja gerne gegangen, denn es schaudert einem hier ! Aber sie will nicht ! Hier wurde das Blut ihrer Kinder verspritzt !

Bei den letzten Worten kniff er Augen und Lippen schmerzhaft zusammen, und seine Stimme endete in einem Stöhnen.

Die Frau hackte weiter. Jetzt sah ich, daß ihr Gesicht wächsern war. Die ältere Frau strickte und blickte mit der gleichgültigen, steinernen Maske des Alters auf die Straße.

Jetzt erinnerte ich mich aus Zeitungsberichten, daß bei einem Fliegerüberfall zwei spielende Kinder in einem Garten getötet worden waren.

— Ich war draußen an der Arbeit, fuhr er fort. Es schien ihn jetzt zu erleichtern, von dem Grausigen zu sprechen. Die Frau war in der Küche mit ihrer Mutter. Jettie und Minnie spielten im Garten an der Mauer. Der Hund winselte wie eine arme Seele, als die Unglücksdinger in schönem Flug heransegelten. Sie schwebten in einer Reihe wie Schneegänse. Niemand ahnte was kommen sollte, obwohl wir schon ein halbdutzendmal Bomben abbekommen hatten. Das war immer nachts geschehen, und der Schaden nie groß gewesen, außer den Millionen Scherben und kleinerem Sachschaden. Jetzt war's am hellen Mittag, die Leute gingen allenthalben zum Essen. Der Bahnhof war

voll von Reisenden. Hunderte reckten die Hälse, um die grauen Vögel zu beobachten. Es mußten ja Deutsche sein, denn die andern wagten sich doch nur nachts heran! Da kam das Knallen und Aufblitzen und Kollern und Klirren. Grade auf die Bahnhofsgeleise und auf unser Bonneweg! Eine Bombe nach der andern! Und als die ersten Mordsdinger schon weiter waren, kam ein zweiter Schwarm! Wir Erwachsene kannten die Gefahr. Wir lagen an die Wand geduckt. Aber diese armen Würmer! Oh Gott! Es gibt keinen Gott!

Die Frau war langsam herangekommen, stützte sich auf die Hacke und blickte mit ausgehöhlten Augen und starren Pupillen auf ihren Mann.

— Sprich nicht so, Mett! Von Gott wissen wir nichts! Laß ihn aus dem Spiele! Meine Kinder will ich doch wiedersehen, wenn ich «fort» bin!

— Ich spreche ja auch nicht, Hortense! Wir sehen uns alle wieder! Es wird vielleicht nicht mehr so lange dauern! O Gott! O Gott!

Er lief ins Haus und kam mit einer Schachtel zurück. Zeigte einen abgerissenen Kinderfinger mit verharschter Wunde.

— Das ist unser Heiligtum. Daran klebt noch das Blut des einen der Kinder. Das blieb uns, als die Soldaten das im Korb wegtrugen, was noch von ihnen zu finden war. Dies war in eine Tasse geflogen, und wir fanden es am andern Tage.

Die Frau nahm ihm die Schachtel ab und trug sie zurück. Betrachtete sie es als eine Entweihung, daß ein andrer diese Art Reliquie anblickte, oder brachte die Erzählung eine andre Wirkung hervor als bei ihrem Mann? Erfuhr sie davon eine Steigerung oder eine Linderung ihres Schmerzes? Ich konnte aus ihrer starren Maske keinen Schluß ziehen, nahm aber das erstere an. Er fuhr fort:

— Sehen Sie, darum will sie nicht von hier fort! Zwei Mädchen, von zehn und zwölf Jahren, so herzig, so flink! O des Jammers! Der Garten hat ihr Herzblut getrunken. Es ist ihr Kirchhof. Den will Hortense hüten, bis sie stirbt. Ja, jedesmal wenn die Sirene geht, kommt sie an die Stelle, wo die Kleinen getötet wurden und wartet auf den Tod. Aber es ist wie Sie

sagen! Hieher wird keine Bombe mehr fallen, das ist sicher!

Diese Zwanzigjährigen, die hoch oben nahe an den Wolken fliegen, was wissen sie von dem unsäglichen Unheil, das sie in einem Augenblick unter Unschuldigen anrichten? Sie haben Zigaretten und Schokolade und Tee, sind gut gekleidet, werfen Bomben, oft aufs Geratewohl und melden Sieg!

Mett starrte finster vor sich hin. Ich reichte ihm voll Mitgefühl die Hand und wollte mich entfernen. Doch tat das Sprechen ihm wohl.

— Wir lebten so stille, redete er weiter, etwas ruhiger geworden. Der Krieg kam ja schon als etwas Hartes, Grausames in unser Schicksal, und wir hatten schon Sorgen genug, Brot- und Geldsorgen! Sie wurden mit jedem Tag drückender, und es war für unsereinen kaum noch zu «herten», wie für neun Zehntel aller, die in Bonneweg wohnen. Und dann kam das noch! Dieses Teufelswerk! O könnte ich töten, töten, als Entgelt!

Er sah wild vor sich hin, mit geballten Fäusten.

— Die an der Front töten doch nur Soldaten! Das ist alte Völkersatzung im Krieg: töten und getötet werden. Aber diese töten Unschuldige, Frauen und Kinder, und wozu? Um eine Schiene aufzureißen oder einen Eisenbahnwagen zu zertrümmern! Meistens sogar ohne jeden Erfolg, insoweit ihre Ziele in Betracht kommen! O die Bestien! Hier die alte Frau, die hat kein Empfinden mehr! Wenn die Scherben der zerspringenden Fenster ihr übers Bett fliegen, sagt sie nur: In Gottes Namen! Aber wir! Wir haben Gefühle und Nerven! Ich werde meine Rache haben! Ich kann nicht so sterben! Es geschieht noch ein Unglück, sage ich Ihnen!

— Komm zum Essen, Mett! rief es aus dem Fenster.

Ich entfernte mich schweigend, nachdem ich ihm noch einmal die Hand gedrückt hatte.

* * *

Einen Monat später trug man Metts Frau hinaus. Auf ihren Wunsch wurde ihr der Finger des Kindes mit in den Sarg gelegt.

Der Mann tat, wie man sagt, « nichts Gutes mehr ». Er wurde im Spital, wo er seine letzten Jahre verlebte, von Nervenzuckungen und Tobsuchtsanfällen heimgesucht.

Die Großmutter welkte dahin, wurde kindisch, aber sie blieb hart und gefühllos hinter der Maske ihrer faltenreichen Augen und ihres gerunzelten Gesichtes.

Ja, die Flieger im hellen Sonnenschein ! Sie töten wie der Blitz tötet und wie die Krankheit tötet, blind, unerbittlich !

Arme Menschheit ! Bis zur Menschwerdung ist es noch weit !

# Septimenakkord

## I. — *Herrinnen und Hühner.*

DA waren wir nun, die sechs aus unserem Wander-Club, die sich ein Ferienheim gemietet hatten! Drei per Rad, drei per Bahn. Die Sachen kamen per Wagen angeholpert. Wir machten die Runde in unserem Reiche: eine Küche und ein Hinterzimmer zu ebener Erde, letzteres mit der Aussicht auf den Hühnerhof und auf einen weiten schattigen Garten, dessen Nutznießung uns gestattet war. Auf dem zweiten Stock die Schlafzimmer. Alles nett und sauber. Die paar Wochen Aufenthalt in diesem Tusculum würden uns in diesem letzten Kriegsjahr die Ferienreise ersetzen!

Es gab äußeren und inneren Dienst, in den man sich teilte. Besucher brachten hie und da Leckerbissen mit, Freunde schickten Obst, Blumen, Pilze, die man in diesem Krieg doppelt schätzen gelernt hatte. Von Hause kam manchmal eine Fuhre der unentbehrlichsten Sachen. Aber das Schönste waren doch die Hamsterfahrten, die Fischerei und die Pilzsuche auf eigne Faust.

Die Mietsherrinnen, die das Haus mit uns teilten, waren drei ältliche Fräulein, schlicht und anspruchslos wie Herbstzeitlosen. Die erste, die Siß, war schmal wie ihr Name und schon ganz ergraut. Die Barbara hingegen war breit und erst halbgrau, und sie hatte eine Warze im Gesicht. Die Rosi, die dickwangige, gedrungene, immer lächelnde, erfreute sich noch all ihrer sanftbraunen Haare, auf welche die Zeit noch nicht mal Salz gestreut hatte. Alle drei trugen das aufgesteckte Haar als Schnecke am Hinterkopf, weite Röcke, schwere Schuhe wie Bergsteiger. Obwohl sie

Vermögen hatten, waren sie in Geldsachen so genau wie in ihrer Hausordnung und Sauberkeit. Abends saßen sie sogar in ihrer guten Stube ohne Licht, zum Sparen. Auf das Brennholz legten sie Zeitungen, weil das vor Nässe schützt. Daß sie keinen Sonnenschein aufsparten, das kam davon, daß er so unfaßbar ist, aber sicher hatten sie daran gedacht!

Immer mußten sie zu zweien sein, um über die Straße zu gehen, humpel! hoppel! Arm in Arm! Sie ließen sich auch nicht von uns photographieren. Das durften merkwürdigerweise nur Ausländer tun, und solche gab es einstweilen nicht in der Nähe!

Unsere altschlägigen Landladies hatten übrigens Schulbildung genossen, sogar vieles von dem behalten, was sie von der Lehrerin oder Pensionatsschwester gelernt hatten! Die eine von ihnen gab Privatstunden.

Eine gewisse Hastigkeit in allem was sie taten, war ihnen eigen, besonders waren sie heftig hilfsbereit!

— Su, su! Ja, ja, dann geh ich gleich!

Wollte man eine Pflaume im Garten pflücken, so trugen sie gleich eine Leiter herbei, natürlich zu zweien! Wünschte man einen Küchentopf zur Aushilfe zu haben, gleich brachten sie drei! Sie dankten jedesmal für die Abfälle, die man ihnen für ihr Geflügel gab, und das mit solch aufrichtigem, wortreichem Gefühl, daß es einem trotz des Kriegshungers Freude bereitete, bei den Mahlzeiten mehr übrig zu lassen, als man eigentlich wollte!

Das bringt mich auf die Hühner, die da im Hofe umher liefen, standen oder auch sich so stark plusterten, daß man meinte, die Spritzer und der Staub seien im Hühnerreich der Inbegriff der Reinlichkeit. Wenigstens eine der drei Besitzerinnen machte sich jeweilig mit ihnen zu schaffen. So sagte uns am ersten Tage, gewissermaßen bei der Vorstellung des Hausstandes, Fräulein Siß:

— Diese Glucke ist zu nachlässig! Die Kücken werden alle naß! Hätte ich nur Kieselsteinchen, um den Boden trocken zu legen! Aber die Sauer ist zu hoch! Der Mann, der mir welche besorgen wollte, würde ertrinken!

Die Hühner waren ordentlich und zutraulich wie ihre Herrinnen und blickten einem von der Seite so groß

in die Augen, als ob sie wunder was Gutes von einem erwarteten ! Das mit dem schiefen Kamm, das immer zersaust war, nannten wir d'Gueber Kett, und das ruhige, mockelige : d'Kache Leen, nach Personen unserer Bekanntschaft. Und wenn die Herrinnen nicht von uns photographiert sein wollten, so gab es doch schöne Snaps von den Hühnern und auch von unserm Vieruhrtisch mitten unter ihnen !

Ich erzähle hier einige Kriegsgeschichten, welche uns in dieser angenehmen Zeit zu Ohren kamen.

## II. — *Das unnütze Opfer.*

In unserer Straße stand abgesondert in einem Garten eine stattliche zweistöckige Villa.

Über den Tod ihrer frühern Besitzerin, Fräulein Margarete Krantz, gab mir meine Hauswirtin Nummer drei folgende Einzelheiten :

Fräulein Krantz, die etwa Mitte der Vierziger war, als der Krieg ausbrach, war der Bevölkerung dadurch unliebsam, ja unheimlich, daß sie, wie ihr Vater selig — der ein rechtlicher, aber etwas starrer, jede Vertraulichkeit abweisender Mann gewesen war — nie zur Kirche ging und auch ihre Ostern nicht hielt, kurz, eine Freidenkerin war, die ganz mit der Religion gebrochen hatte. Auch daß sie mit ihrer verheirateten Schwester, die auch in unserer Ortschaft wohnte, das Tischrücken pflegte, ja sogar einmal, munkelte man, den Geist ihrer verstorbenen Tante heraufbeschworen hatte !

In den ersten Kriegsmonaten wurden vier Mann und ein Unteroffizier vom Landsturm bei ihr einquartiert. Es war etwas viel, besonders für eine alleinstehende Frauensperson, nicht der Räumlichkeiten, die ja ausreichend waren, sondern der Scherereien wegen. Aber man war ihr augenscheinlich auf dem Quartieramt nicht ganz gewogen gewesen ! Einer von den einquartierten Soldaten bestahl sie zwei-, dreimal. Sie hatte feste Anhaltspunkte, ja Beweise, wer der Übeltäter war. Aber er war arm, hatte Frau und Kinder zu Hause : sie wollte ihn darum trotz seiner Vergehen nicht durch eine formelle Klage an die Front bringen. Aber sie war unvorsichtig genug, der Aushilfefrau die

Sache zu erzählen, ohne indes einen Namen zu nennen. Diese hatte, wie viele ihrer Art, ein loses Mundstück und also nichts Eiligeres zu tun, als den Deutschen die Neuigkeit auszuplaudern.

Der Unteroffizier der Mannschaft spielte den Erbosten, verlangte Aufschlüsse, und als diese verweigert wurden, öffentlichen Widerruf wegen Beleidigung des Heeres; sonst werde Fräulein Krantz nach Trier abgeführt. Das war nur ein blindes Manöver, wie man sagt, aber die Ärmste, die wenig Welterfahrung hatte, hielt es für vollen Ernst. In ihrer Menschenfreundlichkeit wollte sie aber, standhaft wie sie war, den Schuldigen nicht angeben. Sie wollte aber auch nicht selbst ins Gefängnis kommen. Lieber wollte sie sterben. Sie zog auch niemand zu Rate, sondern führte ihr Vorhaben mit stoischem Mute aus, ohne den Mund zu einem Geständnis oder einer Klage geöffnet zu haben.

Vorerst überbrachte sie ihrer Schwester, die von nichts wußte, alle ihre Wertpapiere zum Verwahren. Sie gehe anderen Tags nach Luxemburg und wolle, bei so viel fremden Leuten im Hause, nichts Wertvolles zurücklassen. Ging dann nach Hause und schrieb zwei Briefe, einen an die selbe Schwester und einen an den Feuerbestattungsverein in X. Der erste hatte folgenden Inhalt: aus Gründen, die sie nicht bekannt gebe, wolle sie in der folgenden Nacht aus dem Leben scheiden. Sie habe die Kleider angezogen, in denen sie in den Sarg gelegt sein wolle, habe auch ein Bad genommen, sodaß man den Körper nicht zu waschen brauche. Die weiteren Anweisungen inbezug auf ihren Leichnam habe der Feuerbestattungsverein von X. in Händen; ihre anderen testamentarischen Bestimmungen seien beim Notar niedergelegt. Sie werde sich mit dem Revolver in den Mund schießen, lege sich aber vorher ein Tuch aufs Gesicht, damit niemand beim Anblick der Leiche erschrecke. Die Türe ihres Schlafzimmers sei verriegelt, aber das Hinterfenster sei nur angelehnt, dort könne man eindringen, ohne Aufsehen zu machen.

Die Schwester lief mit dem Brief zum Bürgermeisteramt. Der Polizeibote und ein Schöffe gingen mit ihr. Alles stimmte, wie Margarete Krantz es niedergeschrieben hatte: sie lag in ihrem schwarzen Seidenkleid im Bett und trug Glacéhandschuhe; der Revolver

ruhte neben ihr, wie er der Hand entglitten war ; Blut war über Mund, Hand und Kleid geflossen. Der Knall war nicht gehört worden. Die starren gläsernen Augen schloß die Schwester mit vieler Mühe. Man benachrichtigte das Gericht, welches den Selbstmord feststellte und nach der Lektüre ihrer letzten Briefe den Leichnam freigab. Das Schreiben an den Feuerbestattungsverein hatte gebeten, daß die Asche in alle Winde verstreut werden sollte, was denn auch geschah.

Der schuldige Soldat wurde denn doch herausgefunden, da die Sache viel Staub aufgewirbelt hatte, und zur Strafe an die Front geschickt, wo er einen Monat später getötet wurde.

Margarete Krantz war vergebens gestorben !

## III. — *Die verirrte Kugel.*

Wir lernten Fenn Harles kennen, das Faktotum des großen Hofes, der ganz außerhalb der Ortschaft an Wald und Bach liegt. Sohn eines Pächters, der durch widrige Umstände um seinen eigenen Hof gekommen war, lebte er ganz für sich in einem alten, fast baufälligen Hause, das zum Hof gehörte. Eigentlich war es ein Doppelhaus, und er hatte nur den am wenigsten beschädigten Teil inne. Er war ein guter Roßtäuscher, dem besten jüdischen Fockert, wie man hier sagt, zum Trotz, verschmähte auch einen guten Tropfen nicht und ließ gern ab und zu da ein Glas über den Durst mit einlaufen, wobei er dann aufschneiden konnte, daß es, sagten die Leute, nebelte und krachte ; hielt sich den « Armen Teufel », eine damalige Linkszeitung gröbsten Kalibers, und gab sich gern als politischen Radikalen aus. Obwohl er selbst dem Wildern nicht abhold war, wurde er doch von dem Förster der großen Xschen Waldungen auf Gänge in sein Revier geschickt. So revidierte er täglich zwei Stunden lang die Fuchsenfallen. Wenn der Wind wechselte, mußte er den Köder umlegen. Wenn ein Fuchs sich gefangen hatte, schlug er ihm seelenruhig die Hirnschale ein. Nur einmal, sagte er, hätte solch ein Tier trotz eingeschlagener Hirnschale noch über eine halbe Stunde gewinselt, und das habe er immer im Ohr behalten.

Er war grobschlächtig und hatte starre quellende Augen, welche blinkten und wohl auch manchmal funkelten.

Hier ein Erlebnis, das er uns erzählte :

— Zu ganzen Kompagnieen lagen im August vierzehn die Deutschen drüben im Dorf. Auch hier im Hof gab es deren genug. Unter den letzteren war ein Oberleutnant von West, der schönste Mann, den ich je gesehen habe.

— Haben Sie kein Bett für mich ? fragte er mich. Ich bin nicht ganz gesund und muß ein Bett haben.

Es war ein zweites Bett in meinem Zimmer, und so überließ ich es ihm. Mittags gingen er und ich immer auf die Mittagsrast. Dann plauderten wir.

— Der Krieg dauert immer zwei Jahre, sagte er eines Tags ; wenn es geht wie wir wollen, verschwindet Frankreich, und wenn's geht wie die Franzosen wollen, bleibt von Deutschland nur die Mark Brandenburg übrig !

— Langsam ! Langsam ! sagte ich, ein bischen spöttisch.

Er war ein guter Kerl und wollte mich mit an die Front nehmen, um Hafer zu liefern, da würde ich Millionär werden. Ich sagte, ich könne es mir ja überlegen.

Eines Tages stahlen Kerle, die da im Quartier waren, mir ein Pferd. Ich meldete es dem Major, der barsch sagte : Meine Leute stehlen nicht !

Aber der Oberleutnant half mir, und ich durfte durch die Reihe der Wagen gehen und kontrollieren. Ich fand das verlorene Pferd richtig heraus. Da fluchte der Major und rief : Das werden die Kerls mir eklig büßen !

Gottlob, ich hatte mein Tier wieder ! Ob die Kerls die Tat eklig gebüßt haben, weiß ich nicht, denn bald waren sie alle weg.

Meinen Oberleutnant traf schon nach einigen Tagen eine tötliche Kugel in einem Gefecht vor Lüttich. Es war eine deutsche Kugel, sie drang ihm vom Rücken ins Herz. So erzählte mir sein Bursche, der später wieder hier durchkam.

IV. — *Es lief noch gut ab.*

Fenn Harles erzählte uns auch eine zweite Geschichte :

— Eines Tages, so im zweiten Kriegsjahr, kamen zwei Franzosen in Zivilkleidern zu mir. Sagten, sie hätten schon vor dem Krieg im Lande gewohnt und wollten in einem elenden Häuschen, auf einem Grundstück, das unter meiner Aufsicht war, Unterkunft haben, wenn ich einverstanden wäre. Ich hatte nicht zu fragen, wer sie waren und woher sie kamen ; hielt nur darauf, daß sie bei der Polizei und in der Bürgermeisterei angemeldet wurden. Es gab Gelegenheitsarbeit genug, wo sie was verdienen konnten, und soweit ging's auch ganz gut mit ihnen, und sie waren keine üblen Jungen. Aber sie konnten das Freien nicht lassen, und so gingen sie öfters nach D., wo der Landsturm lag. Da muß es herausgekommen sein. Eines Tages war ein Geheimpolizist mit zwei Mann an ihrer Baracke. Sie kannten sogar die Art, wie man klopfen mußte, um Einlaß zu bekommen ! Aber es nützte sie nichts, die Vögel waren ausgeflogen, mußten wohl gewarnt gewesen sein. War irgend jemand da herum, der rief oder pfiff, ich weiß es nicht. Es waren verflixte Kerle, und sie sollen auch noch den ganzen Krieg über im Land gewesen sein, aber jeder für sich.

Ich mußte jetzt mit dem Geheimen gehen und ihm alles sagen, was ich mit der Sache zu tun hatte, das heißt gar nichts. Im Dorf sagte ich : Ich hab Durst ! — Ich auch ! sagte er. Nun tranken wir einen Humpen zusammen, und ich durfte gehen. Aber da wurde ich « üppig » und sagte : Ja, wenn ich auch wüßte, wo sie sind, würde ich doch nichts sagen ! Nachts darauf, um drei Uhr, war mein Haus umzingelt: Geben Sie die Franzosen heraus ! — Sie sind nicht hier ! — Doch ! Wir haben Ordre zu suchen ! Dreißig Mann von X. ! Ich bemerkte ruhig : Ich wette noch meine zehntausend Mark, daß Ihr sie nicht findet ! — Sie müssen mit uns gehen ! Wollen Sie sich umkleiden ? — Nein, meine Kleider sind gut genug für die Preußen ! Kann ich meinen Wagen nehmen ? — Ja. Als wir an der Abteilung vorbeifuhren, wollten einige Landstürmer mit herauf. Ich sagte : Nein, das ist mein Fuhrwerk ! Da kommt keiner herauf !

Zunächst in X. einige Stunden Arrest ! Der Stube gegenüber lag ein Hotel, das ich gut kannte. So sagte ich zu dem Feldwebel : Ich hab Durst, darf ich Bier haben ? — Ja, wieviel ? — Drei Humpen. Nachher sagte ich: Kann ich auch Essen haben ? — Ja, aus dem Hotel. Wollen Sie auch eine Flasche Wein ?

Ich sagte zu, denn ich hatte Geld genug bei mir. Während des Essens dachte ich aber : Halt ! Du mußt bei Verstand bleiben ! Du kannst die ganze Flasche nicht trinken !

Aber dann : Die Preußen sollen aber nichts davon haben !

Und ich trank sie ganz.

Dann fuhren wir nach Luxemburg. Da saß ich in so einem Loch, ich glaube man nannte es spöttisch die Villa Floh, bis morgens zehn Uhr. Mehrere ihrer Soldaten schliefen im Gelaß daneben, auf Bänken. Morgens früh hörte ich zwei von ihnen unter sich reden : Wieviel soll er wohl bekommen ?

— Drei Monate in Trier, meinte der erste.

— Nein, er wird erschossen ! erwiderte der andere kalt.

Freck *alors* ! Da war mir denn doch nicht mehr behaglich !

Ein junger Leutnant, netter Mensch, trat um zehn Uhr ein und nahm mich beiseite : Hören Sie ! Sie leisten den Leuten einen Dienst, wenn Sie uns sie ausliefern. Dann gelten sie nicht als Deserteurs, und in der Gefangenschaft werden sie gut genährt, und nach dem Krieg kommen sie ehrenvoll zurück.

Ich sagte : Ja, aber sie sind fort ! Ich weiß von nichts, Herr *Oberst !*

— Nein, so schnell avancieren wir nicht !

— Nun gut... Herr Oberleutnant !

— Auch das nicht !

— Nun, dann sicher Herr Leutnant !

Der Polizeileutnant verhörte mich. Er hatte ein Dossier von zehn Blättern vor sich. Ich wußte gar nicht wo soviel Blätter über mich zusammen kommen konnten, aber von der Seite sah ich meinen Namen öfters darauf. Sie konnten aber auf keinerlei Weise etwas « an mich bringen ! » Ich sagte nur : Ich habe nicht

gewußt, daß es entlaufene Soldaten wären. Sie sind regelrecht angemeldet gewesen.

So kam ich fort. Ich ging mit einem Soldaten, der mich begleitet hatte, in das Hofbräuhaus und bestellte zwei Humpen. Als er auch einen zum besten geben wollte, bemerkte ich ruhig : Ich nehme nichts an !

Und schob eilends von dannen. Es war noch gut abgelaufen !

## V. — *Die falsche Grossmutter.*

Eine junge Frau aus der Stadt, Désirée Gladt, kam uns besuchen. Sie war zum Hamstern gekommen und hatte von uns gehört, sagte sie, und kannte auch einige von uns persönlich. Rote Wangen, listige Äugelein, ein Purpurmündchen. Die Augen tanzten. Die Nase war lang, schmal, sensitiv, und runzelte sich leicht am oberen Ende, besonders beim Lachen. Ein Stimmchen, das erst beim Anekdotenerzählen warm wurde, aber dann unwiderstehlich drollig war. Ich glaubte, nebenbei gesagt, kein Wort von dem, was sie jetzt erzählte und was ich hier wiedergebe ; lachte aber mit.

— Beim Märtesbauern drüben bekomme ich immer gute Sachen : Eier, Speck und saftigen Schinken, so gut wie der Öslinger ist. Mein Mann, wissen Sie, ist Feinschmecker und hat den Riesenappetit der Magern. Der junge Märtesbauer, bei dem ich gut angeschrieben bin, sagte mir eines Tages, als ich wieder bei ihm anklopfte — es war so vor einem Jahre, zur Zeit der schlimmsten Not — ganz verstört : Nun sagt von nichts ! Aber ich habe heute morgen früh, nachdem ich den Motor angesetzt hatte, damit niemand das Quieken hörte, etwas Delikates geschlachtet : so eine Muhme in vorgerückten Jahren, gut gefleischt und dabei noch ganz saftig. Ich sage euch, es gibt schlechteres Kirmesfleisch ! Ist auch schon abgebrüht, geschabt und ausgeweidet. Aber jetzt höre ich, daß die Gendarmen von X. auf der Tour sind und sicher noch vor Mittag passieren. Wenn ich erwischt werde, geht's schlimm ! Denn die Herren in der Stadt ergreifen immer schärfere Maßregeln und möchten wohl die Schinken selber haben. Man konfisziert mir das ganze Tier, und dazu kommt noch die Schererei, mit all den Strafgeldern, die

nicht gering sind! Was tun? Blut und Wasser und Harn und Haare im Hof werde ich noch schnell wegschruppen oder mit einem Haufen frischen Mistes zudecken, aber das ausgewachsene Tier, das corpus delicti! Da ist der Haken! Es im Garten eingraben? Das würden diese Spürer schnell sehen! Es am hellen Tage wegfahren kann ich auch nicht. Wäre ich gut mit dem Totengräber, dann könnte ich es vielleicht im nächsten Kirchhof einfach in ein Grab verscharren, wie er es letzten Sommer mit seinem Korn und seinen Kartoffeln getan hat! Aber so! Ich sitz in der Klemme! Ich hab mir schon die ganze Weile den Kopf zerkratzt, aber ohne Resultat, und es ist wahrhaftig keine Zeit zu verlieren! Wissen Sie nichts?

— Die Mimm Mraileis lebt ja hier im Haus?

— Nun ja, und dann?

— Und sie hat noch ihre gezackte Haube, ihren Kartubelschal, ihren Kaseweek und ihren weiten Rock? Vielleicht sogar eine Perrücke, eine Brille und ein falsches Gebiß?

— Wird wohl so stimmen.

— Nun, ein paar dicke Backen aus Karton, mit halbgezahntem Gebiß und Wackelkinn treibe ich im nahen Städtchen auf, es ist ja noch Fastenzeit und Überreste von den Fastnachtsausstattungen sind geblieben! Und ein paar Schühlein leihe ich von Ihrer kleinen Ditta!

— Und dann? sagte Jang, noch immer offenen Mundes.

— Nun, die richtige Grosi schickt Ihr in die Kirche und heißt sie darnach zum Mittagessen bei der Tante Liss bleiben. Nichts ihr gegenüber verlauten lassen! Sie kann ja den Mund nicht halten! Sagt ihr, ihr brauchet die geheizte Stube für Herren aus der Stadt! Und dann machen wir eine Ersatzgroßmutter aus unserer vorerwähnten Muhme vorgerückten Alters!

— Und wohin mit ihr?

— Auf den Abtritt! Der Wolf in Grimms Märchen, der die Gestalt der Großmutter annehmen wollte, legte sich flatsch ins Bett. Aber das können wir hier nicht, das Licht ist heute zu scharf! Doch wenn sie auf dem «Häuschen» sitzt, in dem etwas länglichen und nicht sehr hellen Raum...

— Ja aber ! Wenn's herauskäme !

— Mehr als erwischt könnt Ihr doch nicht werden ! Und wenn das geschieht, werden sogar die Gendarmen herzhaft lachen ! Die Strafe wird dadurch nicht höher !

— Dann seht, wie Ihr's macht !

Es machte sich alles ! Ins nahe Städtchen und zurück fuhr ich per Rad. Mein Meisterwerk geriet über Erwarten, machte sich auch ganz gut als Großmutter auf dem « Thron ». Dann verduftete ich. Als gegen zwölf die Gendarmen anrückten, durchsuchten sie alles in Haus und Hof, Garten, Stall und Scheune, aufs peinlichste, fuchtelten sogar mit dem Säbel in den Betten und im Stroh und in den Kornhaufen herum. Als sie zum Abtritt kamen, sahen sie, daß der Riegel von innen vorgeschoben war, schauten durch die herzförmige Öffnung hindurch und sahen die Grosi dort sitzen. Der Rock reichte ihr bis auf den Boden, was die heutigen nicht mehr tun. Die Hüter der Ordnung sagten galant : O pardon, Madame! und gingen. Sie sind eine höfliche Zunft !

— Vom Märtes Jang bekam ich seither alle Eßwaren, die sonst nicht zu haben sind, reichlich, freudig ausgehändigt und zu Friedenspreisen. Was das corpus delicti angeht, so verehrte er mir direkt den größten Schinken des Tieres, das halbe Geschlinge und das ganze Gedäbber. Die richtige Großmutter wusch nachher ihre gezackte Haube und ließ ihren Kaseweek und ihren Rock chemisch reinigen. Sie erinnert manchmal mit trockenem Wiltz an den Tag, wo sie unbewußt dazu half, daß das Schwein sich « die Großmutter stellte », und meint, ein paar Gesetze Rosenkranz haben ihr dafür Vergebung eingebracht. Die Gendarmen erfuhren alles lange Zeit später, aber was konnten sie tun ? Die Beweise waren mittlerweile den Weg alles Fleisches gegangen !

— Man ist froh, solche guten Freunde zu haben, und richtige Freundschaft bewährt sich erst in der Not, wie längst bekannt ist und sich hier wieder zeigte !

## VI. – *Mutter Erde.*

Wir machten auch mit dem Hofbauern Justin Frières Bekanntschaft. Das war auf der Rückkehr von einer Tagestour. Es gibt im Osten des Landes,

auf die Sauer zu, landschaftliche Idyllen voll heimlicher Schönheit, obwohl sie weniger bekannt sind als das Müllertal: breite alte Dörfer mit stattlichen Bauerngütern; steigende Waldwege, mit Tannen besetzt und von ihnen gestützt; stille Täler mit schläfrigen Bächlein; Wälder an den Hängen und in den Tiefen, während die Höhen ein weites gemustertes Gewand von Feldern sind, von denen aus man bei klarem Wetter fern ins Land hinein und weit hinüber nach Deutschland sieht...

Wir kamen zu dem Stilleben eines weiten gerodeten Wiesengrundes, wo die Wälder noch überall an die Talsohle herantreten. Mitten darin lag der Hof, mit uralten Linden, inmitten von Obst- und Nutzgärten, Wiesen und Feldern.

Von der Scheune her tönte das eintönige Rattern der Dreschmaschine. An einem halbgemähten Kornfelde stand ein Bauer, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und sah uns mit breitem Lächeln entgegen. Er trug den großen Schaubenhut der Erntearbeiter und, ebenso wie sie, eine Weste mit Ärmeln, statt der Joppe. Wir wollten mit einem knappen Bonjour vorbeistapfen, denn die Sonne stach auf die weiße Landstraße, und wir freuten uns auf das Vesperbrot zu Hause.

Aber er rief einen von uns an: He bonjour, wie geht's denn, Herr Sinz? Der Angeredete sah ihm fragend ins ziegelrote Gesicht, das ein dunkelblonder Vollbart älter machte als es wirklich war, und hielt ihm dann die Hand hin. Sie hatten sich, glaube ich, auf einer Hochzeit gesehen. Wir saßen bald in Justins guter Stube und ließen uns, zum willkommenen Schinkenbrot, den säuerlichen Viez schmecken, den er in Flaschen gezogen hatte und der so gut war, sagte er, daß mehrere Male Nichtkenner sich ihn als Mosel hatten munden lassen. Seine Mosel- und Rotweine, fügte er hinzu, würden wir abends probieren. Bis dahin wollte er mit uns einen Gang über seine Besitzungen machen und bei der Rückkehr der Mutter einen Kräuterbund oder «Wisch» zusammensuchen für das morgige Muttergottesfest.

Wir gingen gern mit, denn das war mal etwas Neues!

Draußen glühte der wilde Wein in purpurner Pracht. Im Garten, dessen Hecken und Beete schon herbstlich

verwahrlost waren, standen Dahlien und Sonnenblumen, Phlox und späte Rosen. Blasse Herbstzeitlosen und dicke weiße Pilze durchsetzten die Wiesen, die der zweiten Mahd entgegensahen. In einem Pferch grasten eine Herde schwarzweißer Kühe mit zwei braunen Füllen friedlich zusammen. Die Kornfelder waren teilweise leer, denn es war ein frühes Jahr. Auf den letzten Breiten, die nach dem Walde zu lagen, waren die Erntearbeiterinnen, die weißen «Haletten» auf dem Kopf, eben damit beschäftigt, die Garben zu Diemen zusammenzustellen. Die Zirpen schrillten sich heiser in dem Spätmittagssonnenbrand. Ein Flug von Staren flitzte an uns vorbei auf die nächsten Obstbäume.

— Die picken mir an meinen Zwetschgen und Reine-Clauden und machen sich breit im reifen Korn, sagte Justin, aber in der Erntezeit ist der Tisch für alle gedeckt! Ich gönn's ihnen schon! Selbst Rebhuhn, Hase und Reh werden von all den Jägersleuten aus der Stadt zu stark vertilgt! Mir sollen sie vom Leibe bleiben, die Herren Fischer und Jäger und Wilderer, denn ich genieße nur, was Bäume und Erde an reifen Früchten oder die Haustiere an täglichem Ertrag geben: Butter, Milch und Eier. Totes esse ich seit langem nicht mehr!

Wir gingen dem Walde zu, der schon in den Wipfeln leicht gebräunt war, als sei eine sengende Flamme darüber gegangen.

— Seht mal die Fülle von Beeren, sagte er, die es hier gibt! Sie sind süß, schmackhaft und bekömmlich, ein richtiger Gaumenschmaus. Aber erst in den letzten Jahren hat man sie wieder schätzen gelernt, nicht bloß die wilden Erdbeeren, Brombeeren und Blaubeeren, sondern auch die schwarzen Holunderbeeren, die man ja jetzt im großen einheimst.

Längs des Waldes und in den Feldrainen sammelten wir dann den Liebfrauenwisch, einen Erntekranz fürs morgige Fest. Was kam da nicht alles hinein, besonders von den starkduftenden Korbblütlern, die diese Jahreszeit kennzeichnen: Thymian und Quendel, Alsen und Dost, Salbei, Eberraute, Johanniskraut, Lavendel und Dill, Kümmel, Bärenklau, wilde Möhre, sogar eine goldgelbe Zwiebel. Der Hauptbestandteil war Lieb-

stock, im Luxemburgischen Le'iffrawösch genannt, der dem ganzen Bund den Namen gegeben hat.

— Das Jahr ist reif und still, sagte unser Begleiter, als schon leichte weiße Nebel aus den Wiesen aufstiegen und die Kühe brüllend am Flusse standen, ehe sie den bergenden Ställen zuschritten. Es ist eine Zeit des Erntens, wie des Reifens und Süßens des Errungenen. Kommen Sie, es wird kühl und feucht. Wie sagt doch Goethe: Am Abend freut uns erst das Haus! Gehen wir hinein und machen wir es uns behaglich!

* * *

Wir gingen in sein Studierzimmer, wo uns eine reichhaltige Bibliothek in Erstaunen setzte.

— Ja, sagte er, die stammt schon größtenteils von meinem Vater her. Ich habe sie nur zeitgemäß ergänzt und vermehrt. Mein Alter hatte auch das Gymnasium absolviert und war ein kluger Mann. Er lehrte uns Bücher lesen und wollte auch, daß jedes seiner Kinder ein Instrument spielen lernte. So wissen wir die gezwungene Muße des Landlebens angenehm zu verbringen und brauchen an Feiertagen weder das Wirtshaus aufzusuchen noch uns nach der Stadt zu sehnen.

Wir setzten uns hin, und er erzählte von sich und seinem Leben.

— Ich sollte ja anfänglich Advokat werden. Früher war es der Stolz eines jeden unserer Hofbauern, einen Priester in der Familie zu haben. Heute muß es ein Advokat oder Ingenieur sein! Nun, ich hatte Talent genug, ging sogar zur Universität und bestand auch eines der höheren Examina ziemlich gut. Da starb der Vater. Die Brüder und Schwestern sind anderswo eingeheiratet, das Studium begann mir zuwider zu sein. Da kehrte ich kurz entschlossen zum Lande zurück, von dem ich gekommen war, und auf dem Generationen über Generationen meiner Vorfahren gewohnt haben, und ich wurde Bauer.

— Das Blut von vielen Ahnenreihen von Bauern, von denen ich abstamme, freut sich, daß ich wieder hier bin, mit neuen Kräften am alten Werk! Ich stapfe hinaus mit dem Knechte, dem Hirten, dem Tagner. Mein Ohr schwingt mit im Klang ihrer harten, gesetzten,

wohlüberlegten Rede. Und die Laute von Feld und Wald, von Pflanze und Tier sind Symphonieen, zu denen mein Blut mitrauscht. Säen, Sprossen, Blühen, Reifen, Ernten und Einwintern sind meine Monatsweiser und die Jahresringe, woran mein Wesensbaum wächst und erstarkt.

— Hier fand ich Frieden und Glück, wie sie die Stadt mir nicht bieten kann. Das Tempo der Stadt ist Hast und Unruhe, und das ist verderblich. Man merkt's an den Kindern: im zweiten, dritten Geschlecht werden sie schwächlich, welken und sterben ab. Aber hier singt und flattert, keimt und sproßt alles zu seiner Zeit. Hier ist das Leben auf den Rhythmus der weidenden Tiere, des fliegenden Käfers, der wiederkäuenden Kuh gestimmt. Und die Tiere sehen uns an mit ihrem schlichten Verstand; Blumen umblühen uns wie Freunde: nicht die bunten Treibhausblumen der Stadt, sondern die harten, schlichten Blumenaugen von Feld und Garten!

— Ich will nichts weiter! Laß sie zanken, laß sie kranken draußen in der Stadt, in ihrem Kämpfen, mit ihrer Weisheit! Mein ist die Erde und ihre Fülle! Ich bin eingeschränkt, um glücklich, gebunden, um frei zu sein!

— Seht! Hier ist's wie's immer war und immer sein wird! Die Heere und Potentaten, die Generäle und Gouverneure, die Jahrhunderte über Jahrhunderte hier durchkamen, immer neue, immer andere, und uns das Bessere zu bringen behaupteten, haben im Grunde hier nichts geändert. Nur die paar stillen Leute im Laboratorium haben die Menschheit wirklich weiter gebracht. Wenn man bedenkt, für was alles die Menschen sich schon töten ließen: für Sachen, die alle insgesamt heute als Humbug und Chimäre belächelt werden, lächelt man am Ende über alles. Das tue ich. Ich lernte das Bestehende wie das Überlieferte klein einschätzen. Lange Zeit blieb mir nichts, woran ich mich klammern konnte: bis ich hier meine Ruhe und meinen Lebensinhalt wieder gewann.

— Glaubt mir's: draußen herrscht das Wort, die Theorie, die Satzung. Das Wort ist schädlich: Absud des Gehirnes, durch Gärung konzentriert, betäubend und giftig wie Alkohol. Was Dichter und Philoso-

phen, Staatenbildner und Religionsgründer als Ewiges aufgestellt haben, um damit die Menschen zu beglükken oder aneinanderzuhetzen, hat alles dasselbe Los gehabt. Dahin! Dahin! Nichts blieb davon als die Träber, die auf den Dunghaufen gehören. Warum soll auch das Wort, der Wahn, die Phantasmagorie eines Einzelnen, das Leben von vielen beherrschen? Tötet oder unterjocht man jemand, weil er Beethoven oder Phidias nicht versteht? Und doch geschieht's den Menschen immer und immer wieder, daß sie andere töten, daß sie Völker ausrotten oder unterjochen, weil diese eine andere Religion haben, eine andere Sprache sprechen! Das neueste Schlag- und Giftwort ist das von den unterjochten Stammesbrüdern, die man befreien, dem größeren Vaterlande zuführen will! Als ob das Glück der Menschen davon abhinge, wie groß das Land ist, dem sie angehören!

— Nein, vom Wort, von seinem Schall, seiner Grausamkeit und seinem Wahn bin ich zurückgekehrt zur stummen Erde. An ihr hafte ich mit allen Wurzeln und Fasern meines Seins. Ich bin ihr Sohn, der zur Mutter zurückgekehrt ist, aber zugleich ihr Herr, der sie beherrscht. Ich lasse das Grübeln und Bekehren, die Ferne und die Sterne, und bin mir selbst genug!

— Die Jahreszeiten vollführen ihren Gang, und die Erde geht weiter in ihrem Rhythmus, wie auch die Menschen toben und töten!

Justin lächelte breit und still. Wir waren von den Worten dieses anarchisch-konservativen Bauernphilosophen tiefer ergriffen, als von hundert Bänden deutscher Kriegslyrik, und sagten es ihm unumwunden.

Es war Abend geworden, als wir aufbrachen. Sternschnuppen fielen, wie sie gegen Mitte August häufig sind. Larven von Johanniswürmchen glühten in den Büschen. Wir steckten uns einige in die Krawatte, wo sie wie Diamanten glühten. Aber bei Lichte besehen schrumpften sie zu gelben, armseligen Würmchen zusammen.

— So ist es mit dem, was hier unten glänzt und glüht, sagte Justin zum Abschied. Flüchtige Sternschnuppen, weiche Würmer, deren Häßlichkeit bei Licht sichtbar wird! Aber die Sterne bleiben und die festruhende Erde!

VII. — *Zündstoff und Zunder.*

Die Flieger von Küntzig. Sie bewegten sich nicht mehr zwischen Himmel und Erde, als Feinde und Zerstörer, wenigstens als wir sie kennen lernten, sondern weilten hübsch unter uns, und wir konnten sie aus der Nähe ansehen !

Wir erfuhren ihre Geschichte kurz vor unserer Rückkehr, durch Justins zweiten Sohn Victor, den heißes Blut und manche ärgerlichen Streiche zum Militär in Luxemburg getrieben hatten. Er war jetzt zu Urlaub nach Hause gekommen und besuchte die alten Bekannten, unter andern auch unsere Wirtinnen. Durch sie wurde er uns vorgestellt, und da wir grade am Essen waren, setzte er sich ohne weiteres zu uns und machte mit, wie man sagt. Er erzählte :

— Zwei Luxemburger, wir wollen sie Hari und Peep nennen, gingen am Abend jenes 16. September 1918 von Küntzig nach Fingig spazieren. Als sie dort angelangt waren, flogen Bombenflugzeuge ratternd über sie weg. Peep, der Bergarbeiter war, sagte : Die haben es sicher auf Differdingen abgesehen ! Da wird es wieder knallen und prallen ! Ein Elend ! Gut, daß es zu Ende geht !

— Trotz geschärften Zuhörens konnten sie aber nichts weiter vernehmen und kehrten gemächlich zurück. Eben wollten sie sich gute Nacht sagen, denn es ging gegen Mitternacht, da hörten sie ein Summen, das näher kam, aber unregelmäßig klang und verlangsamten Kurs andeutete.

— Der wird wohl gleich niedergehen, meinte Hari. Es ist etwas darin defekt, oder das Benzin geht aus.

— Sie rannten dem Felde zu, gegen welches das Surren sich bewegte. Es vergingen keine zwei Minuten, da flog das Fahrzeug ihnen etwa auf 15 Meter Höhe über den Köpfen weg und ging dann etwas weiter nieder. Sie tappten sich über das Feld weiter, und bald sahen sie etwa hundert Meter entfernt etwas wie ein großes Dach sich von der Dunkelheit abheben. Es war das Flugzeug, das jetzt dem belgischen Dorf Gerlingen näher war als dem luxemburgischen Küntzig. Noch einige Minuten Flug, dann wäre es in Belgien gewesen !

— Zwei Flieger standen schon daneben, ein dritter entstieg eben dem silbrigen Leibe. Die Luxemburger traten näher, ohne Furcht, daß ihnen etwas geschehen könnte. Ihre Neugierde war groß. Doch konnten sie bei allem Spähen nicht feststellen, von welcher Nationalität der Apparat war und fragten auf hochdeutsch : Können wir uns die Maschine ansehen ?

— Einer der Flieger murmelte etwas Unverständliches. Da es ihnen aber nicht wie eine Weigerung klang, marschierten sie langsam rundum. Peep maß sogar die Länge mit dem Schritte ab : 34 Meter. Hari sagte : Jetzt spreche ich französisch mit ihnen. Wenn das nicht geht, probiere ich mein Englisch, das ich seit zehn Jahren nicht mehr erprobt habe !

— Er hatte seine Mittelschule gemacht.

— Die Flieger hatten mittlerweile Rats gepflogen, die zwei Besucher immer scharf im Auge behalten : aber wie scharf, das ging den Ahnungslosen, die sich unbewußt in Todesgefahr begeben hatten, erst später auf ! Sie waren wieder in die Nähe der Fremden gekommen, von denen einer sie auf französisch anredete : Où sommes-nous ici ?

— Nun konnte Hari sein Französisch verwerten ! Er sprach vom neutralen Luxemburg und seiner Lage, zeigte mit dem Finger die Richtungen von Arlon, Longwy, Luxemburg und Metz. Der andere übersetzte seinen Begleitern alles ins Englische. Hari zeigte sich auch in dieser Sprache gewandt und begann : Are you Englishmen ? Sie faßten Zutrauen und fragten, ob sie keine Zivilistenkleider erhalten könnten, um durch die Front in den Sektor Metz und zu den verbündeten Armeen zu gelangen. Das sei unmöglich, gab Hari ihnen Bescheid und riet ihnen, sich zunächst gleich von der Stelle wegzumachen, wo sie ständen, denn die Deutschen, deren Posten auf keine 150 Meter Entfernung stände, könnten gleich da sein. Der betreffende Posten hatte, wie sich später herausstellte, die ganze, Zeit über geglaubt, es handle sich um fünf Flieger, deshalb hatte er sich nicht von der Stelle gerührt, aber er hatte Verstärkungen holen lassen.

— Schnell wurden die Motoren zerstört, Papiere und Mappen herausgenommen. Aber die Maschine selbst konnte man nicht zerstören, weil das Dach zu naß und

kein Benzin mehr zur Hand war. Nur eine Bombe war von den sechzehn geblieben, die man mitgenommen hatte, die ließ man dort. Glücklicherweise war die Gerlinger Patrouille auch nicht parat, weil ihre Offiziere fort waren; wie man aber später erfuhr, war die Athuser Manschaft schon nicht mehr weit gewesen und hätte die Stelle in fünf Minuten umzingelt gehabt. Es war hohe Zeit gewesen zu verschwinden !

— Auf der Mertziger Straße, die man der Heimlichkeit wegen wählte, weil schon Menschen auf der Küntziger Straße herbeieilten, gelangte man ungesehen ins Dorf. Tags darauf wurde die ganze Gegend von 100 Deutschen und zehn Polizeihunden durchstreift, aber die Küntziger Flieger waren mittlerweile auf ihr Gesuch hin von der Luxemburger Regierung in der Luxemburger Kaserne, bei uns also, interniert worden. Richtige Kriegsgefangene, die ersten, die man im Luxemburgischen machte !

— In den Kasernen pisperte man sich das Geheimnis herum, dann in der Stadt. Neugierige beobachteten die Gefangenen während ihres täglichen Spaziergangs im Hinterhofe der Kaserne. Zigarren, Champagner, Bücher liefen aus der Stadt für sie ein. Da der Krieg im Abflauen war, konnten sie sich sogar bald zu kleinen Spaziergängen aus der Kaserne entfernen, in Begleitung natürlich. Aber sie dachten ja an kein Entrinnen aus dem Luxemburgischen Paradies !

— Ich wollte auch mein Englisch üben, da ich nach Canada auswandern möchte, sobald es geht, und ging einmal, da ich frei bekam, mit ihnen spazieren. Es gab eine herrliche Bewirtung bei einem Industriellen, der im Krieg famose Geschäfte mit den Preußen gemacht hatte und sich jetzt schon beizeiten umstellte ! Unsere Gefangenen waren, so hörte ich, Kriegsfreiwillige : ein Engländer, ein Kanadier, ein Argentinier. Der erste stammte von Norwich in England : braunäugig, groß und knochig. Er redete nicht viel, trank aber desto mehr. Der kleine, gaminartige Kanadier hatte struppige Haare und rötliche Flecken auf der Nase. Er war erst in der Marine gewesen und dann zum Fliegerkorps übergegangen, weil es reinlicher sei und « good sport », einfach « glorious » ! Er war bei diesem Flug als Pilot mitgekommen, weil er ihn als « pleasure raid » ansah,

gewissermaßen als eine Erholung. Das ist so die Denkart dieser Flieger. Der Argentinier war hochgewachsen, mit Haaren en brosse, ruhig und gewandt im Benehmen. Er war Führer des Bombardierflugzeugs gewesen, das Metz mit Bomben belegt hatte; durch Sperrfeuer abgetrieben, hatte er den Weg verfehlt, weil die Karten nicht soweit reichten. Nachdem er wegen Motordefekts niedergegangen war — fügte er in seiner überlegenen Art hinzu — war er entschlossen gewesen « to fight it out », das heißt, es auf einen Kampf auf Leben und Tod ankommen zu lassen. Die Luxemburger hatten es anders gemeint, aber dem Feind nicht in die Hände gefallen war er jedenfalls.

Der Erzähler war von diesen und andern Aussprüchen entzückt. Eher sterben als sich ergeben! To fight it out! Heldentum! Überhaupt die ganze Atmosphäre, der Glorienschein, welchen die Helden umgab, hatten es ihm angetan: aufregendes Geschehen, Abenteuer, Hochflug, Ruhm! Ein Taumel war über ihn, wie über die ganze Jugend gekommen, und nicht erst mit diesen fremden Luftseglern: die Psychose des Abenteuers! Des langen Alpdrucks, der beklemmenden Musse müde, zog ihr Geist Siebenmeilenstiefel an, und entwarf hochfliegende Pläne...

Als Victor uns verlassen hatte, bemerkte einer von uns bissig:

— Schlimm wenn ein Eichbaum in einen Blumentopf gepflanzt wird! Es gibt noch manche Töpfe, die an diesen Setzlingen platzen werden. Die Flieger von Küntzig haben zwar ihre letzte Bombe ungenützt zurückgelassen, aber ihre geistigen Explosiva sind gefährlicher, und es folgen ihrer noch viele, wenn erst die Armeen nachrücken! Der Siegerkoller ist ansteckend, wie die spanische Grippe, von der man jetzt soviel redet: für den Geist ebenso gefährlich, sogar leider oft tödlich, wie die letztere!

# Waffenstillstand

MARTINSTAG 1918! — War das ein Martinstag! — Sankt Martin, das hast du gut gemacht! Du gabst zwar auch diesmal nur einen halben Mantel, aber der beinahe erfrorenen, verkümmerten Menschheit von dazumal erschien er wie ein Königspurpur!

Habt ihr das Sausen und Brausen nicht noch in den Ohren?

Habt ihr das Singen und Klingen nicht in den Herzen bewahrt?

Habt ihr den Rausch, den Freudenrausch, den riesigen, Monate anhaltenden Erlösungsrausch nicht in den Gliedern behalten?

Juchhe! Wem wuchsen nicht Flügel, wem fielen nicht alle Sorgen wie welke Blätter ab? Wer glaubte nicht an die neue Aera, die Völkerbundsära, das Glücksmillennium?

Das Sausen, das Brausen, das dem Frühlingssturm glich, obwohl das milde Herbstwetter, das Wochen lang andauern sollte, grade an diesem Tage anfing!

Das Sausen der schweren Lastautos, die in langen Reihen fuhren, von den Etappen zurück...

Das Brausen am Himmel, wo ganze Geschwader der luftigen Vögel vorüberschwirrten, die man noch immer mit stiller Scheu ansah, weil man sie bis dahin nur von der Ecke eines Fensters flüchtig erspäht oder, hinter Mauern versteckt, mit Gruseln gehört hatte!

Das Brausen im Seelischen, da man erfuhr, daß Republik auf Republik erstanden war und es schien, als ob alles Republik werden wollte; daß den Schuldigen Strafe bevorstand und das ewige Glück aller befestigt schien...

Das Schauspiel, das nun Monate dauern sollte, mit immer Neuem, nie Dagewesenem, nie Wiederkommendem !

Das Schlendern in den Straßen und das Schauen !

Das Schlendern, wo an jeder Straßenecke sich neue Schauspiele boten, an jeder Biegung Neues zu hören war : die Proklamation des Arbeiter- und Bauernrates : das Extrablatt, das den Abschluß des Waffenstillstands am 11. des 11. Monats um 11 Uhr morgens meldete !

Das Bild im Athenäumshof, wo die Feldgrauen alle Räume besetzt hatten ; wo die Kessel im Hofe brodelten, ganze Tiere ausgeweidet am alten Kastanienbaum hingen, der Vertreter der Soldatenräte zwar einerseits auf die Leute aufpaßte, aber andrerseits den Zivilisten Stiefel und Gewehre verschacherte....

Das Bild vor der Treppe des Stadthauses, wo die Ligue Française für ein vollständiges Aufgehen in Frankreich sprach, während die Menge schweigend zuhörte und nur unter sich flüsterte : Wir wollen unsere Kinder nicht zum Militär schicken, und wo der deutsche Offizier grinsend zuschaute...

Die Szenen auf den Straßen, wo die Kinder von den Soldaten Gamaschen und Uniformknöpfe erbettelten, vielleicht sogar Gasmasken ; wo die entlassenen Gefangenen : Russen, Engländer, Franzosen, Belgier, die schon tags vorher angekommen und teils in den Familien, teils in der Gewerbebibliothek, im Westflügel des Athenäums, untergebracht waren, schon tiefer aufatmend umherstanden, und jeder Einwohner, der am meisten Geld mit den Deutschen gewonnen hatte, am offensten mit einem französischen Poilu umherstolzierte...

Das Trappeln in den Nebenstraßen, wo ein Trupp Reiter, die Fähnlein an den Lanzen, ein Lied sang, so leise, so sterbenstraurig : Die bange Nacht ist nun herum...

* * *

Aber der Bahnhof war doch, wie immer, das Sehenswerteste! Ich habe eine Frau gekannt, die seit dem 2. August 1914 täglich hinging und mit allerhand Geldausgaben dort ihres Vermögens verlustig ging, die gute Seele!

Eine Woche lang, bis die Amerikaner kamen, stand noch einer im Sturmhelm neben einem Maschinengewehr auf Posten. Halle und Wartesäle wimmelten schwarz von Menschen. An allen Ecken wurde gehandelt, gefeilscht, gemauschelt. Soldaten kauerten längst der Wand, ihre Waren um sich. Leute, denen das Notwendigste mangelte, probierten Stiefel, prüften Kleider und Unterkleider, wogen Waffen in der Hand. Qualm und Gestank wogten über dem Ganzen. Die Bahnsperre ließ immer neue Grauuniformierte durch, die mit dicken Packen beladen waren. Kam da ein Rittmeister mit drei Koffern durch. Er hatte den Gesichtsausdruck derer, die lang im Feuer der Front gewesen, die Augen noch entgeistert, als sähen sie Entsetzliches. Ein Soldat trat hinzu, um ihm zu helfen, mit der alten disziplinierten Zuvorkommenheit: Herr Rittmeister... Der stieß ihn weg: Wir sind nun alle gleich, du Aas!

Ja, es gab dazumal drei Arten von Menschen: die Sieger, die Besiegten und in der Mitte die Erlösten, die den Siegern zujubelten, weil sie Friedensträger waren, ohne den Besiegten Schadenfreude oder Haß ins Gesicht zu schleudern...

ooo

Weinrekordjahr bestehen könnte. Es war Goldregen, der sich jetzt aus Mühlen und Keltern in die Bütten und Fässer ergoß. Schade, daß es fast an einem Fünftel der Fässer gebrach und die Preise dafür unerschwinglich wurden! Doch auch diesem Übelstand wurde durch Zufuhr von drüben abgeholfen, und der Preis der Fuder stieg von Tag zu Tag, mit dem Öchslegehalt des 1915ers.

Auf steinigen Feldwegen hielten die Wagen mit den Bütten, auf denen die Mühlen eingesetzt waren. Steile Pfade herab kamen die Menschen mit vollen Hotten. Andere hantierten mit Eimern und Gartenscheren. In dem dichten Gelaub und dem Gewirr der sie überragenden weißlichen Rebenspitzen waren sie kaum sichtbar und glichen aus der Ferne unansehnlichen schwarzen Käfern. In einem Weinberg am Wege ließen uns die Winzer wildern, wie es uns beliebte, von den besten Beeren an den reifsten Trauben, denn der Erntesegen machte auch die sauersten und knickrigsten von ihnen freudig und freundlich. Eine Viertelstunde lang schmolz es uns im Munde, bis uns doch allmählich der frische Saft den Gaumen säuerlicher zusammenzog und wir uns mit einem Trinkgeld für den anstelligen Jungen, der uns beim Abschneiden der Trauben behilflich gewesen war, von den braven Leuten verabschiedeten.

Bei unserm Freund S. in N. kehrten wir ein. Er besaß das stattlichste Haus in dem weitläufigen, holprigen Moseldorfe und zugleich das letzte nach der Höhe zu, am Eingang des « Wangert ». Ein rebenumsponnenes Wohnhaus, weite Nebengebäude und Kellereien, ein Nutzgarten mit den letzten Rüben, Lattich- und Kohlhäuptern, ein breiter Rasen mit einer mächtigen Reihe welkender Obstbäume und, daran anschließend, die eigenen Weinlagen, teils mit Pfählen, teils, nach neuem System, mit Draht gestützt. Zwei Bütten voll Trauben warteten auf die Keltern. Auch hier waren zwei Systeme in Tätigkeit : das alte mit Mühle, Presse und Handbetrieb ; und das neue mit Ölmotor, der die Trauben nacheinander mahlte und preßte, und aus dem die Treber trocken und zerrieben wie gelbes Sägemehl herauskamen. Das letztere Verfahren machte den Wein bitterer, weil es die Kerne mit zerpreßte, und das Brennen der Reste überflüssig,

# Amy

IN Grevenmacher stiegen wir an einem Herbsttage des Jahres 1915 aus und gingen auf der luxemburgischen Seite moselaufwärts. Das schöne milde Herbstlicht silberte auf dem breiten Flusse, dem weidenden Vieh und dem grünen Gewirr der Rebenhänge, die sich kaum erst nach den Spitzen zu gilbten. Die behaglichen Dörfer, die hüben und drüben in den Hügelsenken eingenestelt sind, und deren Kirchtürme über die Scheitel der Berglehnen nickten, wehenden Hutfedern vergleichbar, standen noch in der Sonne, während über die Schluchten und Pfade schon die Schatten krochen.

Und die Weinberge in diesem gesegneten Weinjahr! Vollkommenes Laub, vollkommene Frucht. Behänge von dreißig bis vierzig Trauben! Grün- und blauzelligen Wespennestern vergleichbar, lugten sie, weiß angehaucht, aus den breiten gezackten Blättern heraus, die vom Kupfervitriol hellgrün gesprenkelt waren. Kaum die ersten Spuren von Fäulnis! Nur hie und da ein Einsetzen der Edelfäule, auf die der Winzer wartet, ehe er mit der Lese beginnt. Nun, dieses Jahr konnte er warten! September und Oktober glitten wie eine Glanzkette von Sonnentagen dahin, und schon zur Schobermesse war der erste Most aus der Kelter geflossen!

Es war unerhört! Man hatte auf zwanzigtausend Fuder gerechnet, das Höchste, was seit Menschengedenken dagewesen war, und nun gab es fünfunddreißigtausend! Die Rieslingtrauben, die nur in bevorzugten Lagen wachsen und nur selten zur Reife kommen, waren bernsteingelb und nektarsüß. Die vorsichtigeren der Winzer ließen sie hängen, solange es eben ging, bis in die letzte Oktoberwoche, damit auch in der Qualität dieses düstere Kriegsjahr in künftigen Annalen als

Weinrekordjahr bestehen könnte. Es war Goldregen, der sich jetzt aus Mühlen und Keltern in die Bütten und Fässer ergoß. Schade, daß es fast an einem Fünftel der Fässer gebrach und die Preise dafür unerschwinglich wurden! Doch auch diesem Übelstand wurde durch Zufuhr von drüben abgeholfen, und der Preis der Fuder stieg von Tag zu Tag, mit dem Öchslegehalt des 1915ers.

Auf steinigen Feldwegen hielten die Wagen mit den Bütten, auf denen die Mühlen eingesetzt waren. Steile Pfade herab kamen die Menschen mit vollen Hotten. Andere hantierten mit Eimern und Gartenscheren. In dem dichten Gelaub und dem Gewirr der sie überragenden weißlichen Rebenspitzen waren sie kaum sichtbar und glichen aus der Ferne unansehnlichen schwarzen Käfern. In einem Weinberg am Wege ließen uns die Winzer wildern, wie es uns beliebte, von den besten Beeren an den reifsten Trauben, denn der Erntesegen machte auch die sauersten und knickrigsten von ihnen freudig und freundlich. Eine Viertelstunde lang schmolz es uns im Munde, bis uns doch allmählich der frische Saft den Gaumen säuerlicher zusammenzog und wir uns mit einem Trinkgeld für den anstelligen Jungen, der uns beim Abschneiden der Trauben behilflich gewesen war, von den braven Leuten verabschiedeten.

Bei unserm Freund S. in N. kehrten wir ein. Er besaß das stattlichste Haus in dem weitläufigen, holprigen Moseldorfe und zugleich das letzte nach der Höhe zu, am Eingang des « Wangert ». Ein rebenumsponnenes Wohnhaus, weite Nebengebäude und Kellereien, ein Nutzgarten mit den letzten Rüben, Lattich- und Kohlhäuptern, ein breiter Rasen mit einer mächtigen Reihe welkender Obstbäume und, daran anschließend, die eigenen Weinlagen, teils mit Pfählen, teils, nach neuem System, mit Draht gestützt. Zwei Bütten voll Trauben warteten auf die Keltern. Auch hier waren zwei Systeme in Tätigkeit : das alte mit Mühle, Presse und Handbetrieb ; und das neue mit Ölmotor, der die Trauben nacheinander mahlte und preßte, und aus dem die Treber trocken und zerrieben wie gelbes Sägemehl herauskamen. Das letztere Verfahren machte den Wein bitterer, weil es die Kerne mit zerpreßte, und das Brennen der Reste überflüssig,

weil nichts Brauchbares mehr in den Trebern blieb. Für dieses Jahr war das allerdings besser, weil das Brennen ohnedem verboten war. So lagen die Haufen lohfarbiger Treber an der Gartenseite neben den aufgeschichteten Rebpfählen, und die Hühner machten sich daran zu tun. Auch die Keller mußten wir besuchen, wo die ersten gefüllten Fuder in süßlicher, kopfbenehmender Gärung waren.

Nach einem kleinen Imbiß machten sich meine Gefährten wieder auf die Socken, um noch bis Ehnen weiterzugehen, während ich, infolge fiebriger Ermüdung, bis zum folgenden Tage bleiben wollte. Ich hatte zuerst nach einem Wagen gefragt, um mit nach Ehnen zu fahren und von dort aus mit den andern per Auto zurückzukehren, aber da es an Fuhrgelegenheit mangelte, benutzte ich gern die mir herzlich angebotene Gastfreundschaft für die Nacht.

So lernte ich auch Amy kennen.

Sie kam erst zum Abendessen und war auf einmal da, wie die Dämmerung da war, leise, unangemeldet, während die Mutter noch in der Küche hantierte und ich mit dem alten Winzer und seinen beiden Söhnen eine Flasche 1911er schmeckte. Der eine der Söhne hatte mit dem Vater das Geschäft übernommen, während der andere das geistliche Gewand trug und auf seine demnächstige Anstellung in der Seelsorge wartete. Amys zwei Schwestern hatten ebenfalls, wie ich hörte, der Welt entsagt und waren in ein Kloster des Karl-Borromäus-Ordens eingetreten. Sie selbst...

Man sagte nichts von ihr. Sie war da und mit ihr ein Lächeln, das wie ein gleitender, huschender Schimmer immer wieder in die Dämmerung hineinspann. Sie sagte « Ja » und « Nein » und « Danke » und « Gewiß ! » wie wenn man einen zarten Bogen leise über kostbare Violinseiten streicht. Aber ihre Augen, diese großen, vollen Augen von der Farbe geschliffenen Feuersteins, waren unwesenhaft fern. Sie machte Licht, und ich blickte zu, ob sie auch Füße hatte, denn ich hörte kein Geräusch auf der Diele.

Nun saß sie mit am Tisch, während die Mutter die Speisen hereintrug, Sie hatte lange Wimpern, die wie ein Gitter über die grauglänzenden Augen fielen, und braune Haare mit Rostglanz, durch die beständig ein

Hauch zu gehen schien, wie wenn sie auf einmal aufflattern wollten. An ihrem Kleid war nichts Außergewöhnliches: die Bluse von der Farbe gilbender Pappelblätter, eine blaue Krawatte am Hals, ein grauer, gutsitzender Rock! Sie ließ uns sprechen, wie jedes bescheidene, gesittete Mädchen an ihrer Stelle getan haben würde, und was wir sprachen, Weinlese, Politik oder Krieg, interessierte sie weniger, als die Wanderungen einer schläfrigen Fliege über Tischtuch und Teller.

— Gehst du morgen mit nach Wormeldingen, Amy? fragte der Kaplan sie jetzt. Ich habe dort die Messe zu lesen, da kannst du gut mitkommen. — Es schadet dir nichts, weißt du! fügte er hinzu, als Amy nicht antwortete. Aber die Schwester schlug nur einmal die Augen voll auf, langsam und hoch, und vertiefte sich dann wieder in die Rüsseltätigkeit der Fliege.

— Laß sie doch, du weißt ja, daß sie krank ist, und nicht weit gehen kann, sagte die Mutter, die sich jetzt mit an den Tisch gesetzt hatte, der Magd die weitere Tätigkeit in der Küche überlassend.

— Krank, Mutter, sagte er und lachte hart und, wie mir schien, gehässig auf. So krank wie du und ich! Sie hat doch Beine, um längs der Mosel zu gehen, wer weiß wohin und zu Stunden, die Gott verboten hat!

— Sei doch ruhig, sagte der Vater jetzt mit leichtem Aufbrausen. Es paßte ihm augenscheinlich nicht, daß dieser kleine Familienzwist in Gegenwart eines Fremden stattfand.

— Und was denn, wenn sie spazieren geht, wie ihr beliebt, morgens, mittags oder abends, nicht, Amy? Da kenne ich mein Kind doch, um zu wissen, daß da nichts Unebenes vorkommt, sagte die Mutter, nun in Eifer geratend. Es war ihr drum zu tun, den üblen Eindruck zu verwischen, den die bösen Worte des Bruders bei mir bewirken konnten.

— Nichts, sagte Amy lächelnd und sah uns jetzt alle voll an. Ihr Lächeln war wie Sonnenschimmer auf stiller Wasserfläche.

— Ich weiß was ich weiß und denke was ich will, sagte der Kaplan mit bösem Blick. Und die Zoffi und die Gabi, die im Kloster für sie beten, wissen es auch. Warum meidet sie die Kirche soviel wie möglich und

geht nur gezwungen hin an Sonntagen, und dann eher um zu träumen, als zu beten? Und sie beichtet und kommuniziert nur einmal im Jahr und geht dann für ihre Beichte nach Grevenmacher oder Remich, wenn sie überhaupt geht! Und dann liest sie zu viel! Aura und Karma und Horoskop und was weiß ich? sind ihr zum Evangelium geworden, weil sie es so gelesen hat. Die Bücher, höre ich, hat sie immer von einer alten Lehrerin aus dem Preußischen bekommen. Wenn es ihr verboten wurde, las sie heimlich. Glücklicherweise kommt sie seit einem Jahr nicht mehr hinüber. Diese Bücher, das ist richtiges Hexenspiel, die einzige Hexerei, die es noch gibt, aber schlimmer als alle, von denen unsere Heilige Kirche lehrt!

— O du schweig! sagte der Vater und stand auf. Er wollte dem Gespräch ein Ende machen. Sein ältester Sohn erhob sich mit ihm.

— Bring uns einen guten Kaffee, Mamm, und Hefenbranntwein dazu! sagte er dann, zu seiner Frau gewandt.

— Sei still, Jés, sagte sie jetzt auch, immer lächelnd, zu dem aufgeregten Kaplan.

Aber er wollte nicht schweigen. Er wollte seine Sache jetzt durchfechten. Was die andern vom Sprechen zurückhielt, die Anwesenheit eines Fremden, war ihm eben ein Ansporn dazu. Denn indem er Familienrücksichten vergaß, um einem höheren Zwecke zu dienen, wollte er die andern gefügig machen. Doch als er nicht aufhören wollte, sagte Amy leise:

— Bruder, du bist nicht gut! Und ging hinaus.

— Jetzt geht sie wieder, und niemand ist davon weiser geworden! sagte der Vater und setzte sich wieder hin. — Das weißt du, Jés, und solltest darum diese Reden sein lassen!

— Nein, nein, Papp, wir müssen wehren! erwiderte der Kaplan. — Mit unserer Amy geht's nicht mehr. Das wißt ihr übrigens alle, und warum soll unser Freund hier es nicht wissen? Diese Abneigung gegen das Dorf und die Geistlichkeit, dieses Herumwandeln zu allen Stunden, am frühen Morgen, am späten Abend und selbst in Mondscheinnächten, ist nichts für sie! Schlimmeres will ich ja nicht sagen, aber das gesellt sich leicht hinzu, sobald der Böse Hand über einen bekommt, mit diesem Spiritismus, dieser Theosophie

oder Anthroposophie, oder wie sich das Zeug anmaßend nennt! Das Abweichen vom rechten Wege ist immer sündhaft oder führt zur Sünde! Ich will, daß sie ihr Leben ändert! Ich will sie retten so lange es Zeit ist! Arbeiten soll sie, nicht herumstreichen!

— Du kannst nicht was wir nicht gekonnt haben! sagte der Alte müde und skeptisch. — Übrigens kann sie nicht so arbeiten wie wir! Und was den Rest betrifft, so weiß ich, daß sie ein gutes Mädchen ist, und ich lasse nichts Böses gegen sie sagen!

— Und ich tue meine Pflicht! sagte der Kaplan und ging.

Wandte sich noch in der Türe um und sagte schroff: Sie oder ich! Wir sind ein gutgläubiges Haus oder sind es nicht!

Die Türe fiel ins Schloß.

Wir tranken unsern Kaffee ziemlich einsilbig und gingen auch bald zu Bett.

* * *

Am folgenden Morgen fand ich Amy kränkelnd und bleich in der Stube. Der Kaplan war nach Wormeldingen, die zwei andern Männer hatten im Weinberg zu arbeiten, und die Mutter ging, nachdem sie mir den Kaffee vorgesetzt hatte, wieder in die Küche. Amy war mit einer Häkelarbeit beschäftigt und schien mir, mit ihrem blassen Lächeln, menschlich nähergekommen und eher zum Sprechen aufgelegt zu sein, als am vorigen Abend. Dachte sie, fühlte sie, daß ich ihr mehr Verständnis entgegenbringen würde als ihre Familie? Ich sah es an ihren Pupillen, die groß, schwarz und glänzend waren wie Ligusterbeeren, und auf denen beständig ein Flämmchen tanzte. Wenn sie einen scharf ansah, war der Blick durchdringend wie eine Nadel und brennend wie eine Stichflamme.

— Glauben Sie all das, was mein Bruder gestern gegen mich gesagt hat? fragte sie mich unvermittelt. Bin ich schlecht?

— Ach wo! antwortete ich, das ist so eine Art zu übertreiben.

— Er macht mich noch rabiat! Ist es denn so schlecht, die Natur zu lieben und zu studieren, auch

das Übersinnliche und noch Unbekannte? Hier sind sie alle an das Grobsinnliche gebunden. Nur einige von uns sehen und fühlen höher. Die Wolke kann man auch nicht tasten, aber sie besteht doch! Und an höhere Kräfte des Menschen, sogar an höhere Wesen, die zwischen Mensch und Gott, nur auf einer höheren Ebene als wir sein können, hat man zu allen Zeiten geglaubt!

Sie legte ihre Arbeit beiseite. Ihre Augen schimmerten jetzt im Morgenlicht wie blaßgrüne Edelsteine. Es ging ein Glänzen von ihnen aus, als seien sie elektrisierter Ebonit.

— Die Welt ist so groß, so reich und so schön! fuhr sie fort. — Ich bleibe ja hier, der Eltern wegen, aber mein Glück ist anderswo! Das Leben ist hart, die Menschen rauh, die Erde schmutzig und steinig, die Arbeit schwerer als ich tragen kann. Aber anderswo ist Freiheit und Schönheit! Man kann mir nicht mal das bischen Natur gönnen. Die Schleier über Fluß und Tal und Hügel; die Fernen, die alles Häßliche verwischen, die Dunstgewebe, die sie verschönen, — sie sind mir lieber als dieses Dorf. Hier bin ich krank. Und wenn ich anderswo in gelegentlichen Versammlungen — heute geht's ja nicht mehr — Menschen mit übernatürlichen Fähigkeiten begegne und spüre, daß ich selbst solche habe, ist das was der Bruder nennt — Verworfenheit?

— Nein, sagte ich, er scheint mir doch zu weit zu gehen!

— Wie sollte das Glück etwas Schlechtes sein? Die unaussprechliche Glückseligkeit, nach welcher jeder strebt, für welche Fürsten ihre Krone, Männer ihre Stellung, Frauen ihre Ehre hingegeben haben, warum soll ich sie nicht suchen, wo sie mir winkt? Soll die Welt, die neben und über uns webt, nicht ebenso Gottes Werk sein wie die alltägliche? Nein, meinen Glauben laß ich mir nicht rauben, grade wie er nicht von dem seinigen läßt! Lieber geh ich, wie er sagt!

Sie nahm schweigend ihre Häkelei wieder auf. Es war ein Fall, wo es bedenklich war, einen Rat zu geben. Und eben kam die Mutter und setzte sich zu uns. Amy ging hinaus.

Die Mutter sagte hastig und leise zu mir : Die alte deutsche Lehrerin jenseits der Brücke ist schuld daran. Sie war, sagte man, in einem Bund, dem Anthroposophenorden, in dem man sieben Jahre auf Probe sein muß, ehe man aufgenommen wird. Die alte « Tutsch » behauptete sogar, sie könne sich zwei ihrer früheren Leben erinnern : einmal sei sie, im 18. Jahrhundert, in Königsberg verheiratet gewesen, und einmal, am Anfang des 19. Jahrhunderts, sei sie als Kind in einem Weiher ertrunken. Sie zeigte ihr einmal diesen Weiher, bei einem Schlosse. Ehe sie starb, vermachte sie ihr einen indischen Stein, den sogenannten Stein des Schauens, der einen aus allen Gefahren retten soll. Er ist aus Bergkrystall, von schöner Rundung, und hat noch eine erhöhte Welle um die Mitte. Es weiß sonst niemand davon als sie und ich. Sonst würde es was Schönes mit dem Mannsvolk ! Also unter uns !

Ich sagte gerne Schweigen zu, denn die Sache nahm doch eine seltsame Wendung. Bald kam auch Amy zurück, und ich mußte gehen, da der Wagen, der mich zum Zuge brachte, vor der Türe stand.

* * *

Ich habe Amy nicht wiedergesehen. Sonderbares Mädchen ! Seherin von nicht Alltäglichem ! Daß man ihresgleichen auf unserer nüchternen Heimatscholle antrifft !

Im Jahre 1919 hörte ich, daß Amy einem amerikanischen Soldaten in die neue Welt gefolgt war. Die Eltern hatten es zuerst nicht sagen wollen. Hier was vorgefallen war !

Es war an einem der herrlichen milden Nachmittage im Spätnovember 1918, als Mike Spenlow auf raschem Sidecar längs der Mosel gerattert kam, eine Staubmähne hinter sich. Spitze Armeemütze, hohe gelbe Stiefel, olivengrüne Uniform mit einer Litze und zwei Silbertressen oder « bars ». Amy stand am Staden, nicht weit von ihrem Hause und blickte verträumt auf die weichen Hügel des Moseltals gegen Lothringen zu.

Mike machte schon von weitem eine Armbewegung, stoppte dicht bei ihr, schlug an die Mütze und fragte : To Grevenmacher, my honey ?

Sie verstand nichts außer dem Ortsnamen und winkte ja, in der Richtung seines Armes.

— And the burgomaster here, my queen? Bürgermeister, meine Fee, fügte er dann in komischem Deutsch hinzu. Sie führte ihn dahin, ohne eine Silbe zu reden, und war weg, ehe er noch zwei Worte mit dem Bürgermeister geredet hatte.

Anderen Tags war er in ihrem Hause auf Besuch. Er wollte sich für ihre Freundlichkeit bedanken, sagte er. Er sei für einige Tage in Grevenmacher in Quartier. Dann müsse er weiter, für längere Zeit. Er war Irländer, sprach aber notdürftiges Deutsch. Wie jeder Amerikaner in dieser ersten Friedenswoche, wurde er gastfreundlich bewirtet. Er trank nur Kaffee, was den alten Winzer etwas verdroß, und ließ sich das Backwerk, das dazu serviert wurde, gut, ja reichlich schmecken. Auch amüsierte er alle höchlich mit seinen Brocken Deutsch und seinen munteren, aufgeplusterten Erzählungen. Tags darauf war er wieder da und hatte zwei große Pakete Schokolade und Zigaretten bei sich, als Geschenk, sagte er. Amy nahm nichts an. Man kam auch auf Irland zu sprechen, und er erzählte eine Anzahl der Feengeschichten seiner Heimat. Er selbst glaube, sagte er nebenbei, an okkultistische Phänomene und sei Mitglied der theosophischen Gesellschaft.

Amy, die den ganzen Abend kein Wort gesprochen hatte, dankte ihm diesmal herzlich beim Abschied.

Hat sie ihn noch weiter gesehen oder auf Umwegen mit ihm korrrespondiert?

Nach drei Wochen kam ein Brief Mikes von Koblenz, worin er um ihre Hand anhielt. Die Eltern widersetzten sich mit allen Kräften, aber Amy erklärte, daß sie ihm nach Amerika folgen wolle. Sie mußten zuletzt nachgeben, da sie sagte, sie würde auch ohne ihre Einwilligung fahren.

Von Le Havre aus schrieb sie an ihre Eltern: Ich mußte fort, weil ich euren Alltag nicht mehr ertragen konnte. Lebet wohl und verzeihet mir!

Nachricht kam keine mehr von ihr. Auch Nachforschungen, welche die Familie anstellen ließ, blieben ohne Erfolg. Von einem Mike Spenlow war ebensowenig zu erfahren, selbst über den Weg der Konsulate.

Was ist aus Amy geworden, im Land der Träume mit den harten Wirklichkeiten? Ist sie verschollen, wie so viele? Lebt sie noch irgendwo in der Fremde, um ihre Augen mit Wunder und Schein zu füllen, da das Leben ihr zu Hause zur Qual geworden war? War ihre Ehe ein Fehlgriff, wie so viele in dieser Zeit, und wollte sie ihr Mißgeschick nicht eingestehen? Entrann sie ins Geisterreich? In den alles umarmenden Tod?

Morgana! Grausame, mordende Spiegelung der Phantasie in der sengenden Sahara des Lebens!

# *Saas und Sanni**

## SCHLUSSAKKORD

AN einem Nachmittag im Dezember 1918 ging ich über die alte Brücke in Luxemburg, auf den Bahnhof zu. Es war schönes Wetter, aber die Luft war von der langen Dürre verstaubt. Nur ab und zu blies der Nordwind mit steifer Brise von der Stadt herüber und frischte sie herb auf.

Jenseits der Brücke war ein weithin leuchtendes Schild mit einem roten Pfeil an einem Haus angebracht: *Remich-Treves.* Es war für die Amerikaner gemeint, die eben das Rheinland besetzen halfen. Dicht daran hatte Sanni die Fruchteisverkäuferin ihren Verkaufsstand, der in diesen Tagen schönes Geld einbrachte. Sie war nicht übel, wenn auch keine Schönheit. Etwa zwanzig ; flink, zuvorkommend, gesprächig. Der Stuhl neben ihr diente ihr wohl nicht oft, denn das Geschäft blühte um diese Stunde. Auch sah ich zu meinem Erstaunen, als ich näher kam, daß ein Fremdenlegionär darauf saß. Wickelgamaschen, Fourragère der Fremdenlegion an einem Arm, ein schwarzes Band an dem andern. Und wie erstaunte ich erst, als er aufstand und mir eifrig winkte näher zu kommen ! Wir hatten in der Primärschule zusammen gesessen, dann war er zum « Metzger gegangen ». Er sagte mir, er habe Grüße von meiner Verwandten in Paris zu bestellen, die seine Marraine gewesen war, d. h. ihm oft Leckerbissen an die Front geschickt hatte. Ich dankte, fragte ihn, wie es gehe, stand eine Weile bei ihm, bestellte zwei Portionen Eis für uns und sah mir mit ihm die Vorübergehenden an.

---

*) Johann und Susanne.

Was da an jenen Tagen nicht alles vorbei kam !

Eine Gruppe Arbeitsloser. Einer hatte die Haare den halben Nacken heraufgeschoren, wie die Amerikaner.

— Die haben jetzt 15 Franken pro Tag, bemerkte Sanni.

— Wir hatten fünf Sous, erwiderte Saas grimmig.

Kinder mit französischem bonnet de police oder amerikanischer Mütze. Das waren die guten Kunden und erhielten ihre Düte übervoll aufgetürmt.

Ein Soldat der Freiwilligenkompagnie, frisch eingestellt.

Ein belgischer Soldat, eine Troddel an der Mütze, die er schief aufhatte, quellendes Haar ; Falten im Rücken und in den Armen seiner Tunique ; Stiefel über der Hose, die sich häßlich bauschte.

— Ich kann ihre Troddel nicht leiden ! bemerkte Sanni mit entschiedener Abwehr.

Eine amerikanische Armeeschwester. Gelber Gurtmantel, hohe Stiefel mit Senkeln bis an die Kniee, zugeknöpfte Joppe, Mütze mit Abzeichen.

— Geschniegelt nach Art der Harten, die nur ihre Pflicht kennen oder wenigstens so tun ! war das Urteil, das Saas über sie fällte.

Ein amerikanischer Soldat von der 5. Division, mit rotem Pfeil auf der Mütze, kam in prächtiger Haltung vorüber. An seinem Arm hing ein luxemburgisches Mädchen. Es hatte hohe elegante Schuhe, durchbrochene Strümpfe, kurzen Rock, Hut mit Kinnband.

— Die Art kenne ich, bemerkte Sanni geringschätzig. Gingen früher mit den Preußen !

— Macht nichts ! meinte Saas, nur daß man nicht mehr schießt ! Frauen und Kinder besonders, alles könnte man umarmen !

— Etwas langsam ! sagte sie. Nicht so hitzig !

— Ihr wißt nicht, was der Krieg aus einem macht ! Die Katze, die wir hatten, durfte niemand anrühren, aber es machte keinem von uns was, zwanzig Menschen zu töten.

— Weißt du, warum ich die Sanni gerne habe ? redete er mich an. Am Tage wo ich einzog, flickte sie

mir die Hose, die arg « fatzig » war. Sie faxte nicht lang, die Sanni, nahm sich Nadel und Zwirn und alles sonst Nötige aus dem Geschäft drüben und tat es ! Niemand sonst würde mir geholfen haben ! Und sie gleicht dem französischen Mädchen an der Front bei Laffaux, das uns Pinard brachte und von der Granate zerrissen wurde. Für die letztere, die Louison, trage ich die schwarze Binde. Die habe ich gleich nach ihrem Tode machen lassen, als ich Urlaub bekam. Die Marraine schnitt und nähte mir sie. Der Krieg macht die Leute hart wie Banditen und weich wie Kinder !

— Jetzt hast du ja Frieden, sagte Sanni und gab ihm noch eine Glace.

Er wurde gesprächig. Abenteuersinn und Liebe zu Frankreich hatten ihn, erzählte er mir, gleich zu Anfang des Krieges bewogen, durch die Wälder nach Holland zu entweichen und sich für die Légion anwerben zu lassen. Heute allerdings sei er der Meinung : Bleibt was ihr seid, damit ihr in keinen Krieg kommt !

— Heute bist du doch ein Held ! sagte ich, um ihn zum Erzählen zu ermuntern und bot ihm eine Zigarre an.

— Ja, die Helden waren auch nur Menschen und sogar von allerhand Sorten ! In einem Nachbardorfe war einer vor dem Kriege der größte Lump der Ortschaft, der läßt sich jetzt als Held feiern !

— Wie alt waren die Luxemburger in der Legion ?

— Der jüngste von uns war 15, der älteste 64, doch wurde er bald reformiert.

— Was bewog sie dazu, in die Armee einzutreten ?

— Zum großen Teil lebten sie in Paris und waren arbeitslos. Und dann glaubte jeder, es dauere nur sechs Wochen, höchstens sechs Monate. Einer, der bei Kriegsausbruch im Spital lag und nicht mitkommen konnte, weinte damals bittere Tränen. Als er nachher den wahren Sachverhalt erfuhr, behauptete er, es seien Freudentränen gewesen !

— Bekommt ihr eine Pension ?

— Bis jetzt nur 1000 Franken Abfindungssumme ! Bei den Amerikanern gab es 1000 Franken monatlich !

— Bist du verwundet worden ?

— Einmal am Bein. Noch heute kann ich den schwersten Donner und die schlimmsten Geräusche,

die es gibt, gut vertragen, aber kein lautes Schreien. Das kommt von den vielen Verwundeten, die man um sich stöhnen hörte !

— Ich war heute schon auf dem Kirchhof, sagte er dann, etwas sentimental geworden: wo der Großvater mütterlicherseits begraben ist. Er war mit dem Napoleon in Rußland. An den hab ich gedacht, als ich weglief !

Dann etwas leiser, indem er mich beiseite nahm :

— Jetzt denk ich an den Vater, denn ich will auch Vater werden, es ist bald Zeit dazu, wie ? Jetzt bist du grade dabei, da kannst du Zeuge sein, wenn ich « anklopfe ». Sag noch nichts !

Ich drückte ihm zum Zeichen des Einverständnisses ein Auge zu und nahm beide mit ins Café, nachdem der Kasten irgendwo untergestellt worden war. Denn es wurde Abend, und die Kälte kroch einem in die Kleider.

— Es ist ein anderes Land seit 1914, sagte Saas bei einem Glas Moselwein.

Ich war neugierig, wie er auf sein Thema kommen würde. Augenscheinlich wollte er den Feind umgehen und plante ein Überraschnungsmanöver !

— Ja, was ist aber auch alles seither über die Brücke gekommen ! Die Preußen, 1914 bis 1918 ; nachher die Franzosen, die Amerikaner, die Belgier, und andere, meinte Sanni.

— Aber bald ist das alles wieder weg ! Er machte die Gebärde des Fegens über den Tisch.

— Das wollen wir hoffen ! bemerkte Sanni in unbezähmbarem Mute. Wenn die jetzt fort sind, sehen wir keine mehr in Uniform über die Brücke marschieren außer denen da ! Sie zeigte nach der Kaserne.

— Kann ja sein ! erwiderte Saas, der etwas weiter blickte.

— Aber Sanni, sagte er dann unvermittelt und sah mich von der Seite verständnisvoll an. Ich merkte, daß er die Festung als sturmreif ansah. Nun ein Zeuge dabei ist, frage ich dich : du hast mir die Hose geflickt, als ich am 20. November einzog. Du mußt nun den Mann auch flicken ! Nun sag nicht sein !

— Da je alt ! Schwatz nicht so viel ! Wann machen wir voran ?

— Ein Legionär wartet nicht !

— Dann komm mit, zu meiner Mutter !

— Présent !

Er stand schon parat.

Ich gratulierte herzlich.

— Wir schlagen uns schon durch, sagte er, mir beim Abschied die Hand drückend. Die Hauptsache ist, daß man wieder daheim ist !

— Dann bleibst du aber auch daheim, wenn wir jetzt zusammen sind ! sagte sie, ihm einen Klaps in den Rücken gebend. Nix mehr zu « jachteln ! »

— Du wirst ja jetzt mein Korporal, alter Dragunner ! sagte er, gutmütig lächelnd, sanft wie ein gezähmter Bär. Dann ist's an dir aufzupassen und mich in der « Kundel » zu behalten, wenn du kannst ! Aber das sage ich — hier drückte er mir nochmal die Hand und versprach, mich von dem Tag der Hochzeit in Kenntnis zu setzen — *das* ist das Beste, wenn man sich die Hörner abgelaufen hat : ein Daheim in der Heimat !

# EPILOG

WENN du über die Berge schreitest,
Sanft wie die Sonne,
Lächelnd wie sie,
Wärmend wie sie,
Und in alle fernsten Täler,
In jede Höhlung, jeden Schlupf
Neuen Balsam gießest,
Daß das rinnende Blut langsamer tröpfelt
Und alle Wunden sich narbend schließen,
Und alles Grausen, alle Gier,
Der Anlauf wilder Menschen,
Und das Toben wüster Gewalten,
Endlich hinschwindet und abstirbt:

Dann stehn wir staunend,
Halben Taumels noch gelähmt,
Vor der aufgerissenen, weit verheerten Erde,
Und die Heere, halb erschlafft, machen Einhalt,

---

*) 1918 geschrieben.

Endlich bedenkend, daß sie Menschen sind,
Sich dessen erinnernd was sie getan :
Des Namenlosen, Ekelvollen,
Das sie verübt,
Vier Jahre lang,
Um Geld und Land und Beute,
Um Ehre, Ruhm und Rachgelüste !

Dann gasten sie an hohen Tafeln
Versöhnt mit dem Feinde von gestern,
Beschämt, daß all das konnte sein,
Und sind nun wieder gute sanfte Menschen,
Und wackere Bürger, fromme Christen —
Auf deren Söhn' und Enkel
Dasselbe Los mag fallen !

Doch das soll nimmer sein !
Wird doch die Menschheit eins,
Und eins ihr Sinn !
Nie sollen neue Gier und neue Wahngebilde
In neuem Krampf sie schütteln !
Es stirbt der Krieg,
Das frevelnd fessellose Wüten
An Menschentum und Menschenwerten,
Das Amoklaufen ganzer Völker !

Wird dieses wahr,
Dann sei das Menschenalter,
Das wir verwünschten,
Gepriesen !
Dann sei die heutige grause Menschheit
Gesegnet !

Sie ward im Blut erlöst,
Durch Haß geheiligt,
Ward im Gigantenkampfe
Ein fromm Geschlecht
Und reift' in Flüchen
Wie Saat im Wetterschlag:
Nun ward ihr Segen!

Nun sehn die Völker,
Daß einer Mutter Söhne sie
Und einer Stirne, eines Sinns sind,
*Ein* Menschenvolk!

Bleib du sein Herrscher
Äonenlang und erdenweit,
O Friede,
Welterlösung!

## INHALTSANGABE


Heimat. Statt eines Vorworts ..... 7
Weltkrieg. Ein Diptychon ..... 11
Soldatenbegräbnisse oder Frau Micas Umkehr.. 17
Frauenschicksal ..... 29
Lockerungen und Lockungen ..... 37
Rache am Unrechten..... 47
Hamsterfahrt zu Mumm Aneleis..... 53
Das Sonntagskind und die Weise Frau ..... 61
Armenlos..... 75
Goldrausch und Rauschgold ..... 89
Aus der Tiefe der Not. ..... 103
Septimenakkord ..... 111
Waffenstillstand ..... 131
Amy..... 135
Saas und Sanni ..... 145
An den Frieden. Epilog ..... 151

*Von dieser Auflage wurden 50 Stück auf holländ. Handpapier «Pannekoek» gedruckt und von 1-50 numeriert.*